1,5euro

#08 / Frühjahr 08

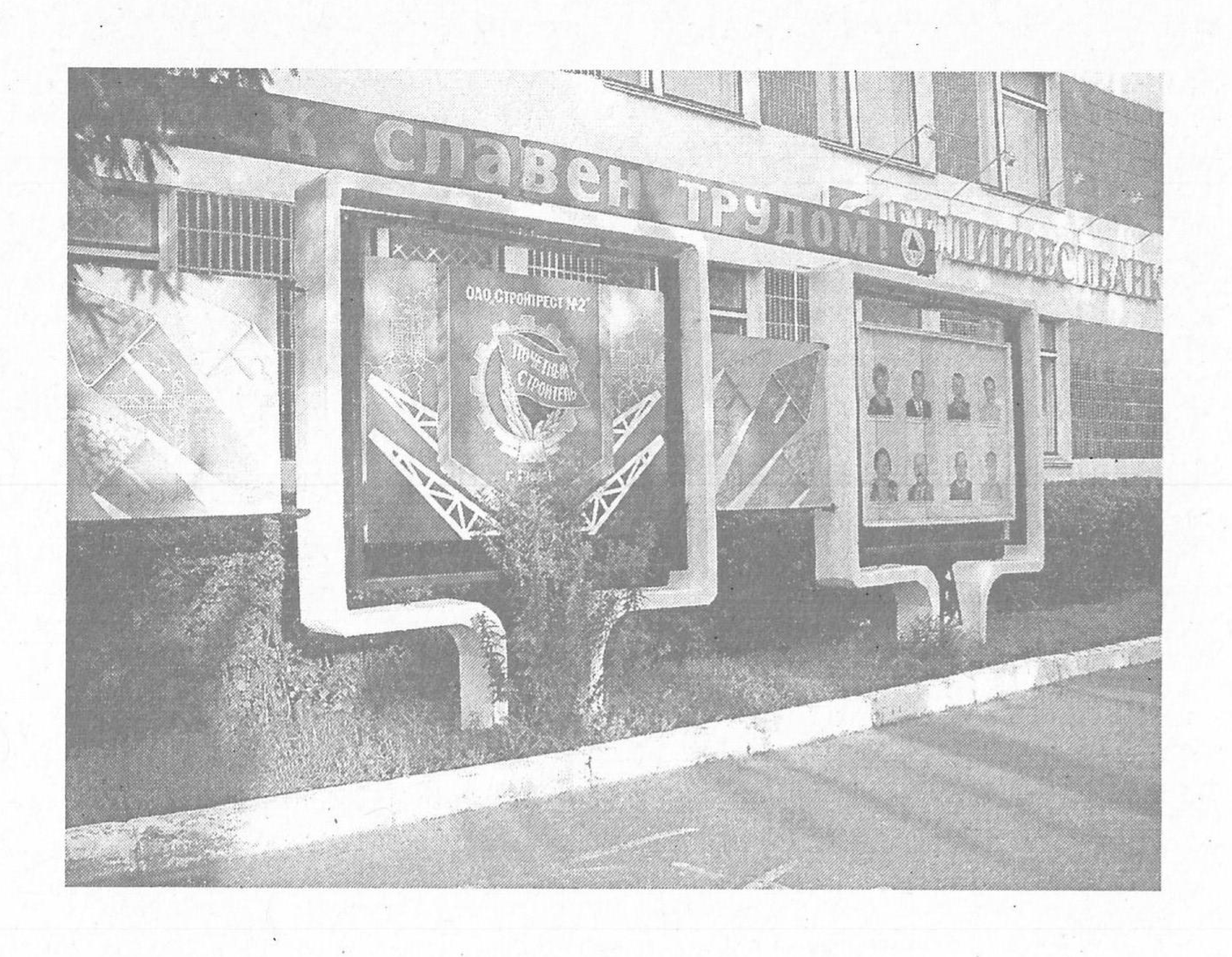
Laika

post_ostblock_magazin

POLEN* IST OFFEN**!

* Tschechien auch

** na endlich



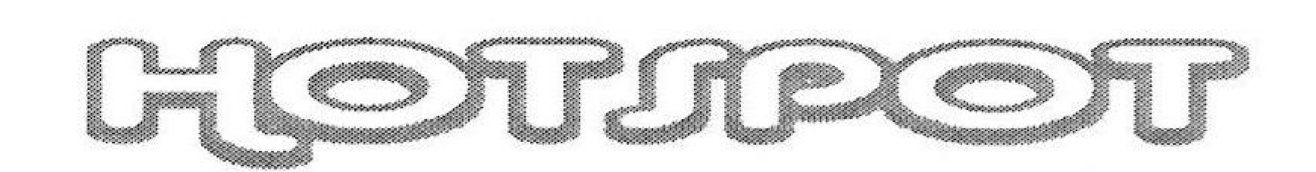
V.i.s.d.P.
Georghe Popescu
Str. Proletarior; Bl. A3, Sc.2, Ap. 66
6239 Tichilesti

post_ostblock_magazin Laika
c/o Paluttke
Biedermann Str. 20
D-04277 Leipzig

ostblokk@googlemail.com
http://laika.pl.tf
laikaaktuell.livejournal.com

Worte zum Geleit

Wer kann sich heute noch vorstellen, dass es vor nicht allzu langer Zeit noch *nobordercamps* an der Oder/Neisse-Grenze gab? Damals konnte man noch gemächlich und spontan mit dem Wochendticket an die EU-Außengrenze fahren, um den *BGS-Menschenjägern* auf den Wecker zu fallen, und musste auch keinen Extra-Sprachkurs besuchen, um den Beamten der Grenzbehörden die Meinung geigen zu können. Heutzutage benötigt diesbezügliches Engagement eine lange Fahrt, mit all ihren bizarren Skurrilitäten, quer durch den ehemaligen Ostblock.
Normalerweise kommen uns ja keine riesigen 7-Seitenartikel ins Heft. Eine Ausnahme soll aber diesmal der Artikel zu einem der Topthemen des Jahresanfangs bilden, die Erweiterung des Schengenraums im Dezember 2007.
Zum Thema Kosovo haben wir uns die tiefer gehenden Analysen einfach mal gespart, dafür gibts Ex-Jugoslawien-Beiträge ohne Ende.
Seite 2 zeigt diesmal die öffentliche Straßen-Wandzeitung einer vorbildlichen sozialistischen Produktionsstätte belarussischer Prägung. Die Wandzeitung präsentiert wiederum die herausragendsten ArbeiterInnen der letzten Monate; im Osten Deutschlands nannte man so etwas früher „Strasse der Besten".
Auf der Seite 31 wiederum warnt ein Schild vor dem Betreten der Türme und Bastionen einer international beliebten Sehenswürdigkeit in St. Petersburg/Russland. Allerdings nur auf Russisch. Wahrscheinlich, weil westliche TouristInnen in der Regel einen besseren Versicherungsschutz haben.
Laika erscheint weiterhin unregelmäßig, die nächste Ausgabe wird aber rechtzeitig auf unserem blog angekündigt werden.
Bis dahin
Eure Laika-Redax



«Ihr habt eine neue Berliner Mauer errichtet»

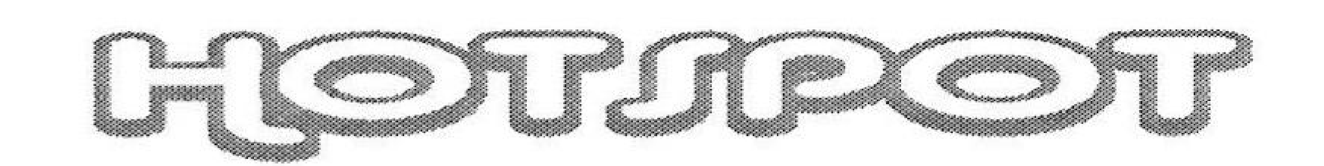
Eine Zusammenfassung über die Auswirkungen der Verschiebung der EU-Aussengrenzen nach Osten – von STEFFEN HÄNSCHEN

16. Januar 2008, 10 Uhr morgens. In der westukrainischen Stadt Lwiw versammeln sich vor dem polnischen Konsulat eine Gruppe von über 100 Menschen. Grenzpfähle werden aufgestellt und Stacheldraht wird gezogen. Einige beginnen, vor dem Eingang eine Mauer zu errichten. Auf Transparenten ist zu lesen: „Keine neue Berliner Mauer“, „Grenzen auf in Europa“, „Es wird Zeit, die Ukraine anzuerkennen“. Am selben Tag am 80 Kilometer entfernten polnisch-ukrainischen Grenzübergang in Krakowiec-Korczowa: Fast 24 Stunden bereits blockieren auf der ukrainischen Seite etwa 100 Menschen und 50 Autos die Weiterfahrt. Betonplatten machen den Weg unpassierbar; BewohnerInnen der umliegenden Dörfer hatten sie dorthin geschafft. In der Nacht zum 16. kam es ebenfalls zu Blockaden der Grenzübergänge Szeginie-Medyka und Rawa Ruska-Hrebenne.

Die von der Bürgerpartei ‚Pora‘ organisierten Proteste wandten sich gegen die Visaregelungen zwischen der Ukraine und Polen. Seit Polens Beitritt zum Schengenraum am 21. Dezember letzten Jahres müssen UkrainerInnen für den Erhalt eines Schengenvisums nicht nur einen komplizierten Antrag stellen, sondern zusätzlich eine Gebühr von 35 Euro bezahlen. Für den kleinen Grenzverkehr ist ein weniger aufwendiges und billigeres Visum geplant. Davon könnten zumindest diejenigen, die nicht weiter als 50 km von der Grenze entfernt wohnen, profitieren. Bis heute fehlen jedoch konkrete Absprachen über eine solche Regelung. Der Vizechef der ukrainischen Präsidentenkanzlei, Oleksander Chalyj, beklagte auf einer Pressekonferenz am 16. Januar, dass von polnischer Seite bisher keine Gesprächsbereitschaft gezeigt worden sei. Und das trotz wiederholter Versuche der Ukraine, Kontakte aufzunehmen, und konkreter Vorschläge, die überreicht worden seien. Erst am 29. Januar traf der polnische Außenminister Radoslaw Sikorski in Kiew ein, um weitere Vereinbarungen zu treffen. Die BewohnerInnen der Grenzregion hoffen jetzt auf eine möglichst schnelle Vereinbarung zwischen Polen und der Ukraine. Sie fordern eine Beschleunigung der Gespräche.

Die Öffnung der Grenze zwischen Polen und Deutschland und seinen anderen EU-Nachbarn bedeutet den Ausschluss für viele EinwohnerInnen der östlichen Nicht-EU-Nachbarn. „Der Grenzverkehr ist völlig zum Erliegen gekommen“, meint Halina Licak, die in dem polnisch-ukrainischen Grenzstädtchen Korczowa eine Bar unterhält. „Wir werden jetzt wohl Angestellte entlassen müssen.“ Tatsächlich kam der Grenzverkehr mit dem 1. Januar fast zum Erliegen, fünf Mal weniger Menschen wollten plötzlich die Grenze überschreiten. Am Grenzübergang sieht man heute fast ausschließlich polnische Autos. Der Grund dafür ist eindeutig: Die letzten alten Visen für Polen liefen zum Jahresende ab – die Erweiterung des Schengenraums ist mit der Einführung neuer Visaformalitäten Realität geworden.

Wie der polnische Konsul in Lwiw, Miroslaw Gryta, feststellte, wurden im Januar 2008 10.000 Visen weniger ausgestellt als in einem durchschnittlichen Monat zuvor.[1] Polen kam bisher jährlich auf zirka 600.000 Visen für die Ukraine. Ein Vergleich verdeutlicht, wie viele dies sind: Alle anderen Schengenstaaten zusammen gaben im gleichen Zeitraum nur 300.000 Visen an die Ukraine aus. Taras Wozniak, Leiter des Amtes für Internationale Angelegenheiten der Stadt Lwiw, bemerkte: „Mitte der 90er Jahre waren es täglich 40.000 Grenzgänger, das sind viel mehr, als die polnische Botschaft in Kiew überhaupt Visa ausstellen kann.“[2] Und noch eine weitere Zahl beweist die außerordentliche Intensität der Nutzung der polnisch-ukrainischen Grenze. An den 12 Grenzübergängen gab es im Jahr 2005 17.824.836 aufgezeichnete Grenzüberquerungen (in beide Richtungen).



Kein Wunder also, dass die polnischen Konsulate völlig überlastet sind. Da Visa in der Ukraine zusätzlich seit Juni letzten Jahres nur noch per Internet beantragt werden sollen, brach bereits kurz nach Einführung dieser Regelung das gesamte Computersystem zusammen. Die meisten der Anträge konnten nicht mehr beantwortet werden. In der Folge entstand eine Warteliste, die im September 2007 bereits ca. 35.000 Menschen umfasste. Ein reger Vermittlungs- und Bestechungshandel entwickelte sich (Gazeta Wyborcza, 7.9.2007). Das Computersystem – bis heute nicht in der Lage, das Aufkommen der Visaanträge zu bewältigen, soll erst im Februar 2008 wieder in Betrieb gehen. Bis dahin besteht nur die Möglichkeit einer telefonischen Antragstellung.



der "Mauerbau" vor dem polnischen Konsulat in Lwiw

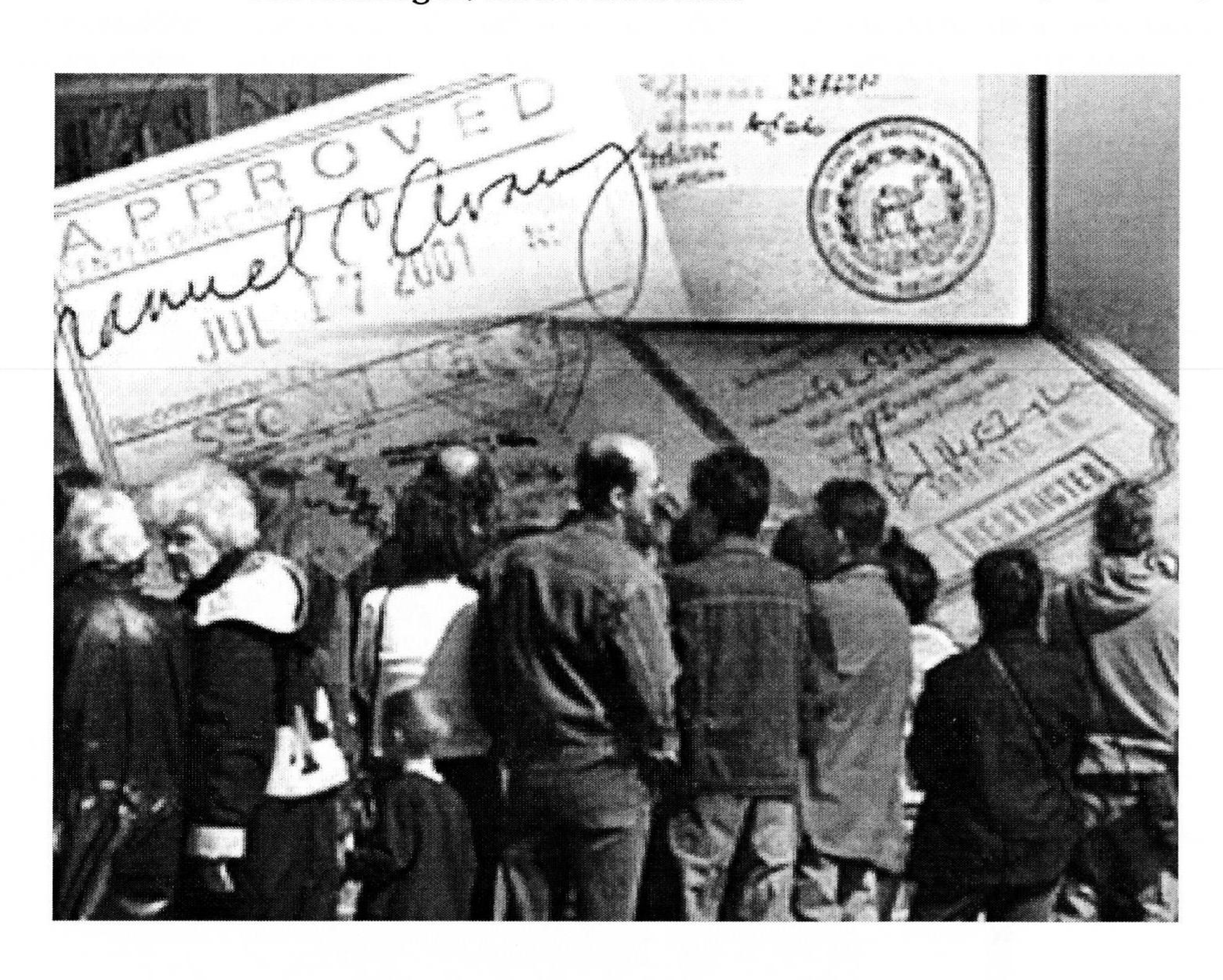
Ein Ausschlusssystem

Seitdem die Grenze Europas sich am Bug befindet und an den Ufern des Atlantiks endet, kostet ein Visum, mit dem man drei Monate lang die gesamte EU bereisen kann, 60 Euro. Die EU-Staaten hatten erst kurz vor dem Beitritt der 10 Neuen zur Schengenregion die Kosten für ein Schengen-Visum angehoben. Begründet wurde dieser Schritt mit dem erhöhten Verwaltungsaufwand durch die Einführung der neuen Dateien in das System. Mit Russland, der Ukraine, Moldawien und den westlichen Balkanländern hat die EU nun spezielle Übereinkünfte getroffen. Diese sollen die Veränderungen durch die neuen Visaregelungen abschwächen. Die Gebühr wurde deshalb für diese Länder von 60 Euro auf 35 Euro herabgesetzt. Mit dieser Verbilligung auf „nur' 35 Euro können UkrainerInnen also eigentlich von Glück reden – sie liegen damit 25 Euro unter dem Regelbetrag für ein Schengen-Visum. Trotzdem sind auch 35 Euro eine deutliche Verschlechterung der Lage. Bislang hatten nämlich Lettland, Polen, Litauen, die Slowakei und Ungarn ihren Nachbarn gegenüber eine liberale Visapolitik vertreten. So wurden Visaanträge gebührenfrei oder gegen eine geringe Gebühr bearbeitet, waren die Verfahren einfacher (die Liste erforderlicher Dokumente war weniger umfangreich) und die Wartezeiten kürzer (oftmals wurde das ganze Verfahren in nur einem Tag abgeschlossen). Heute werden dagegen in den polnischen Konsulaten nicht mehr nur Visen für das eigene Land, sondern für alle Schengenländer ausgestellt. Zusätzlich ist der administrative Ablauf weitaus komplizierter geworden. Um ein Visum zu bekommen, muss der/die AntragstellerIn eine Menge Bedingungen erfüllen – er/sie muss vorweisen, dass er/sie Geld hat (100 Zloty,

also etwa 30 Euro täglich), über eine Versicherung verfügt und eine Einladung vorweisen kann. Hatte bisher niemand nach Geld gefragt, ist es nun erheblich teurer und es muss wesentlich länger auf eine Antwort gewartet werden.

Eine weitere wichtige Veränderung ist, dass der Anteil der abgewiesenen Anträge in Polen bislang signifikant geringer war als in den Schengen-Staaten. Der polnische Konsul in Lwiw, Miroslaw Gryta, stellte die Behauptung auf, dass von den eingehenden Visaanträgen bislang nur 2-4 Prozent abgelehnt worden seien.[3] Diese Zahl wird sich jetzt radikal ändern. Anträge auf Schengenvisen werden nicht nur oft abgewiesen; eine Untersuchung der Europäischen Union stellte zusätzlich fest, dass in EU-Konsulaten einzelne Antragstellergruppen diskriminiert werden. So zum Beispiel junge Frauen in der Ukraine, deren Anträge bis zu 80% abgelehnt werden.[4]

„Ihr habt eine neue Berliner Mauer errichtet", beschwert sich demnach nicht ohne Grund Walery aus der Ukraine, der bis Ende letzten Jahres Handel mit Polen betrieben hatte. Dann stellte er einen Antrag auf ein Visum, der abgelehnt wurde. „Ich habe eine Firma, habe meine Papiere vorgezeigt und trotzdem das Visum nicht bekommen," erklärt er.[5]



Auswirkungen auf Polen

Hart traf es den Gütertransport. Wer sich in den letzten Jahren an der polnisch-deutschen Grenze aufhielt, erinnert sich sicher noch gut an die endlosen Schlangen von Lastwagen, deren Fahrer zum Teil tagelang vor der deutschen Grenze warten mussten, bis sie abgefertigt wurden. Dieses hat sich jetzt auf verschärfte Weise ein paar Hundert Kilometer in den Osten verschoben. Schon gibt es erste Meldungen darüber, dass an manchen Grenzübergängen zum neuen Schengenraum die Schlangen auf über 40 km angewachsen seien. Soll es verwundern, dass keinerlei Vorbereitungen auf dieses doch vorhersehbare Resultat der Erweiterung des Schengenraums getroffen wurden? Eine erste drastische Folge war, dass am 24. Januar ein Fahrer aus Radom/Polen starb, nachdem er bereits drei Tage vor der polnisch-ukrainischen Grenze gewartet hatte. Mittlerweile blokkieren Lastwagenfahrer aus Protest gegen das neue Grenzregime Übergänge an der ukrainisch- und weißrussisch-polnischen Grenze (wie am 26.01.08).

Auch in anderen Bereichen wird die Schließung der östlichen Grenzen Konsequenzen für Polen haben. In Zakopany beispielsweise, dem wichtigsten Bergkurort Polens, wurden bereits fast alle Reservierungen aus den östlichen Nachbarländern storniert. Vor allem aber trifft es den sowieso wirtschaftlich schwächeren Osten des Landes. Der Handel mit den östlichen Nachbarn war eine der wenigen Einnahmequellen der Region. Jetzt wird es zu erheblichen Einnahmenverlusten kommen: Allein im November dieses Jahres gingen dort 180.000 WeißrussInnen auf eine letzte Einkaufstour.[6] Restaurants, Hotels und Kneipen, die bisher von dem kleinen Grenzverkehr gelebt hatten, werden jetzt ihre Kundschaft verlieren.

In den letzten Jahren war Polen zu einem attraktiven Arbeitsort geworden. Noch 2007 wurden die Bestimmungen für ein Arbeitsvisum für UkrainerInnen, WeißrussInnen und RussInnen gelokkert. Der polnische Staat wollte damit die massenhafte Abwanderung polnischer ArbeiterInnen in die westlichen EU-Staaten auffangen. Von nun an reichte, wenn eine Firma dem Arbeitsamt meldete, dass sie eine/n AusländerIn anstellen möchte; ein Formular wurde ausgefüllt und einem/r möglichen ArbeitnehmerIn in den Osten zugesandt. Diese/r bekam auf diese Weise eine dreimonatige Aufenthaltserlaubnis. Die *Gazeta Wyborcza* berichtete von Tausenden solcher Arbeitserlaubnisse im letzten Jahr. Viele der Glücklichen erreichten allerdings ihre Firma nie. Schwarz könne man eben mehr verdienen, meinte dazu eine Journalistin der *Gazeta Wyborcza*, und fügte hinzu, und im Westen sowieso.[7] Seit Mitte Dezember des letzten Jahres ist dieser Weg in den Westen versperrt worden.

Die VerliererInnen

„Die meisten jungen Leute leben davon. Aber jetzt lohnt es sich nicht mehr, nach Polen zu reisen. Wir suchen Arbeit." Der 34-jährige Andrej Ostarczuk aus Weißrussland hat die Hoffnung bereits aufgegeben.[8] Bisher hat er seinen Lohn als Lehrer mit dem Grenzhandel nach Polen aufgebessert. Zukünftig wird dies nicht mehr möglich sein. „Wenn Warschau und Brüssel keine Sonderregelung für den kleinen Grenzverkehr finden, sind wir am Ende", warnt auch Bürgermeister Jacek Danieluk des polnisch-weißrussischen Grenzstädtchens Terespol auf der anderen Seite der Grenze.[9]

Weißrussland ist das einzige Land in Europa, mit dem die EU kein spezielles Abkommen zur Visaregelung getroffen hat. Die BürgerInnen dieser Diktatur müssen also 60 Euro für einen einmaligen Eintritt in den Schengen-Raum bezahlen. Zehn Mal mehr als bisher. Bisher warteten die Leute, die in Polen Zigaretten, Wodka oder Benzin verkauften und dafür in Polen Lebensmittel und andere billigere Produkte kauften, etwa eine Stunde an der Grenze und bezahlten 5 Euro, um auf die andere Seite zu kommen. Der weißrussische Lehrer Ostarczuk kommentiert: „60 Euro, das verdient ein Lehrer in Minsk in zehn Tagen. Nicht viele werden sich das erlauben können." Weißrussische Wirtschaftsfachleute schätzen, dass zwei Drittel der Familien im Grenzbereich von den Geschäftsreisen nach Polen lebten. Und auch das in Bialystok im Osten Polens bereits seit 15 Jahren stattfindende weißrussische Rockfestival wird wohl nun auf die meisten seiner tausenden Fans aus Weißrussland verzichten müssen. Bisher war das Festival eine der wenigen Möglichkeiten gewesen, Musik live zu hören, die in dem eigenen Land unterdrückt wird.

„60 Euro, das verdient ein Lehrer in Minsk in zehn Tagen. Nicht viele werden sich das erlauben können."

Die größten VerliererInnen des Schengenbeitritts Polens sind offensichtlich diejenigen, die es sowieso bereits hart trifft, da sie in dem repressivsten Land der Region leben. Sie werden weiter in die Isolation getrieben. Neben den Ausreisebeschränkungen im eigenen Land ist der Filter der EU-Visabestimmungen ein zweiter Hemmschuh einer Reise ins Ausland geworden.

Ein letztes Schlupfloch, um auch in der Zukunft relativ unproblematisch die Grenze übertreten zu können, ist der Besitz einer so genannten ´Polnischen Karte'. Diese weist auf eine Verwandtschaftsbeziehung nach Polen oder in ein anderes Schengenland. Wer Familie im Ausland hat, hat die Möglichkeit, den Weg in den Westen ohne größere bürokratische und finanzielle Hindernisse anzutreten.

Um die Bedeutung dessen verstehen zu können, ist ein kurzer Exkurs in die Vergangenheit notwendig. Eine spezifische Eigenschaft des heutigen Ostpolens, Weißrusslands, Litauens, Kaliningrads und des Westens der Ukraine ist der historische Zusammenhang der Region. Nicht nur, dass viele der heute durch Grenzen getrennten Länder bis Ende der 1980er Jahre Teil der Sowjetunion waren. Auch davor waren sie als so genannte *kresy* eine Gegend, die dafür bekannt war, dass sie multikulturell geprägt war, die Staatsgrenzen sich oft veränderten und keine klaren räumlichen Trennungen zwischen den verschiedenen Bevölkerungsgruppen bestanden. Diese Situation haben weder die ethnischen Säuberungen der Nazis noch die Umsiedlungspolitik der Nachkriegszeit vollständig auslöschen können. Bis heute findet man kaum jemanden, der/die nicht Verwandte in einem der umliegenden Länder vorweisen könnte. Und so ist zumindest für einige Menschen eine Möglichkeit entstanden, wie sie auch zukünftig ihrer Isolation in Richtung Westen entkommen können.[10] Das Grenzaufkommen zwischen Polen und seinen östlichen Nachbarstaaten wird allerdings keinesfalls weiterhin den gleichen Umfang haben wie bisher.

Ein feierlicher Moment

Die Grenzen zwischen Polen und Deutschland wie auch zu den anderen 10 neuen EU-Ländern sind gefallen. Ein feierlicher Moment. So konnte man es von (fast) allen Seiten vernehmen. Was noch vor 10 Jahren unmöglich erschien – den Pass zu vergessen und dennoch auf die andere Seite der Grenze zu kommen – ist jetzt möglich. Der eiserne Vorhang, bis Ende der 1980er Jahre ein nicht wegzudenkendes Thema der internationalen Politik, ist nicht nur gefallen, sondern zu einem historischen Relikt geworden. Mittlerweile werden Schlagbäume und andere Utensilien, die einmal zur Kontrolle an der Grenze als notwendig erachtet wurden, zu wohltätigen Zwecken meistbietend versteigert.

Aber was hat sich wirklich verändert für die Menschen? Ein paar Fragen an Bekannte aus Polen genügen, um erhellende Antworten zu hören zu bekommen. Es sei doch sowieso kaum mehr als ein formaler Schritt gewesen, heißt es da. Und eigentlich sei man bereits in den letzten Jahren problemlos über die Grenzen gekommen. Tja, jetzt habe die (in der letzten Zeit) kurze Warterei ein Ende – und das sei natürlich gut. Und da sind natürlich die Grenzstädte. Die lästigen Kontrollen beispielsweise zwischen Görlitz und seiner Nachbarstadt Zgorzelec fallen weg. Oder auch die polnisch-tschechische Doppelstadt Cieszyn/ Ceský Tešín in Schlesien: Auch hier sind die Schlagbäume verschwunden. Aber manche erinnern sich noch an die kommunistischen Zeiten, als es die Behörden fast unmöglich machten, diese Grenze zu überwinden.

Schon länger konnte jedoch niemand mehr gehindert werden, auf der anderen Seite der Grenze zu wohnen, zu arbeiten oder einzukaufen. Das Entscheidende an der Grenzöffnung sind eben nicht die Erleichterungen im Westen sondern die Veränderungen im Osten des Landes. Eine teuer bezahlte Erleichterung, die weitreichende Auswirkungen auf das Verhältnis der osteuropäischen Länder untereinander haben wird. Den Bürokraten in Brüssel kann dies ebenso gleichgültig sein wie deutschen Politikern. Die einzigen, die innerhalb der EU ein Problem haben könnten, sind die neuen osteuropäischen Staaten selber. Diese jedoch haben sich entschieden, die Orientierung geht in Richtung Westen, koste es, was es wolle.

Flüchtlingsstrom in den Westen?

Es waren vor allem rechte Medien, Polizeigewerkschaftler und aufgehetzte GrenzlandbewohnerInnen, die meinten, die Länder westlich der Oder würden nach der Erweiterung des Schengenraums von 'Kriminellen' überschwemmt und offene Grenzen seien in erster Linie eine Erleichterung für illegale Grenzübertritte. Natürlich bewahrheiteten sich diese Befürchtungen nicht.

Dennoch werden weiterhin Ängste vor einer Flut von so genannten Illegalen geschürt, die täglich in großen Gruppen die Grenze überschreiten sollen. So meldete *die Welt* nicht nur am 27. Dezember 2007: „Tschetschenen stürmen deutsche Grenzen", sondern titelten noch im Januar: „Hunderte Illegale missbrauchen offene Grenzen" (11.01.08). Das Nachrichtenmagazin *Polskaweb*

News spricht im Januar sogar von einer Nachrichtensperre, die „Dr. Schäuble (...) in Absprache mit seinem Warschauer Kollegen Schetyna, über das deutsch-polnische Polizei- und Zollzentrum in Swiecko verhängt hat".[11] Verschwiegen werden solle, dass über Tausend Flüchtlinge bereits festgenommen worden seien, was allerdings nur 10 % derjenigen ausmache, die letztendlich durchgekommen seien, so das Magazin.

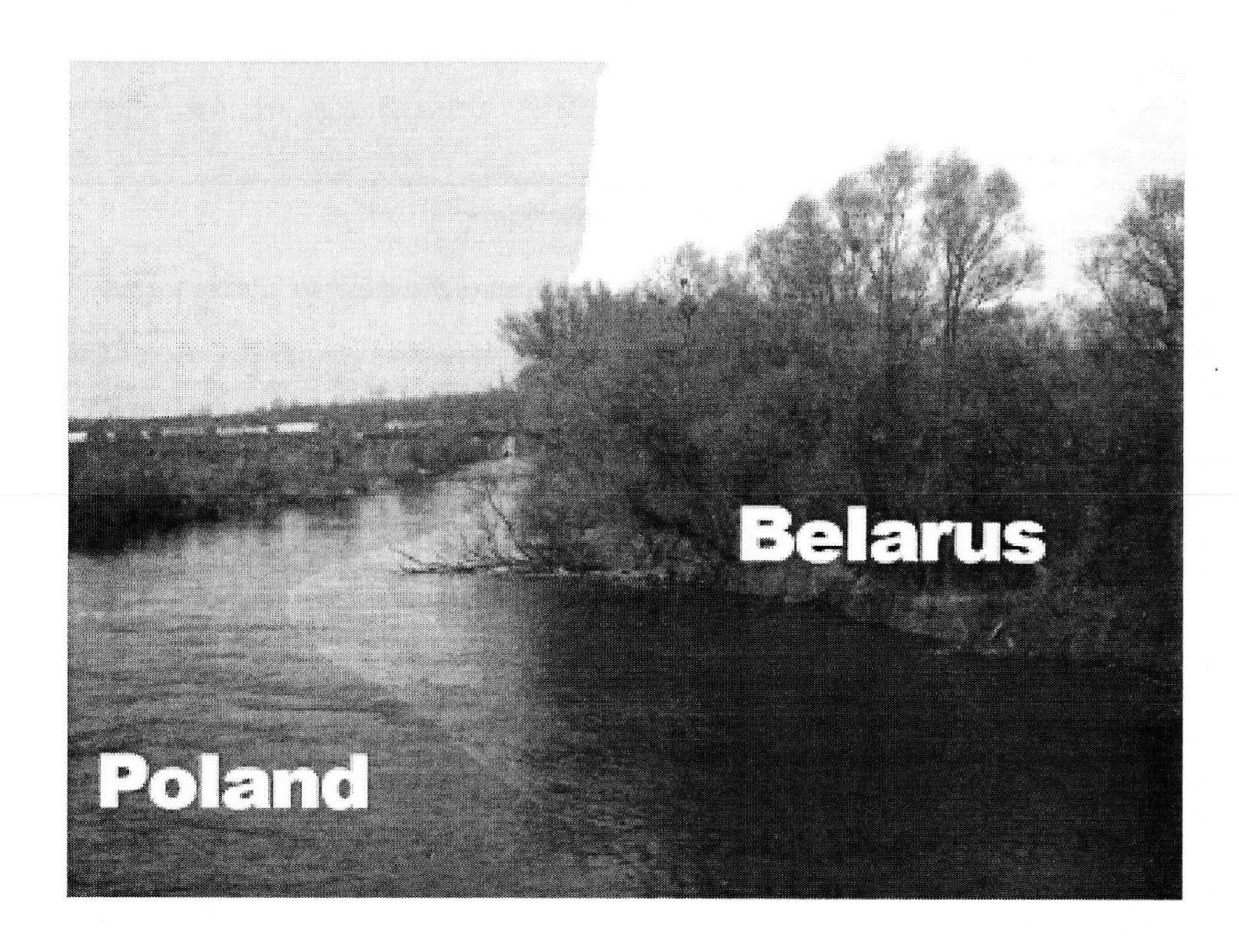
Bild berichtete unter Berufung auf ihr vorliegende interne Zahlen der Bundespolizei, bei stichprobenartigen Kontrollen an der deutschen Ostgrenze seien vom 21. Dezember bis zum 7. Januar 614 illegale Einwanderer gefasst worden. Von 330 Fällen bis zum 2. Januar sprach hingegen die in Halle erscheinende *Mitteldeutsche Zeitung* unter Berufung auf das Bundesinnenministerium. Für offizielle Stellen waren diese Zahlen Grund genug, um in Presseerklärungen wiederholt festzustellen, dass es keine Probleme an der deutsch-polnischen Grenze gebe.[12] Die von der Bildzeitung angegeben Zahlen bestätigen dies. Zur Verdeutlichung lohnt es auch, sie mit der Anzahl der abgelehnten oder nicht mehr gestellten Visaanträge an der Grenze Polens zur Ukraine zu vergleichen. Die 'illegalen' Grenzübertritte nach Deutschland sind in der Relation verschwindend gering zu denjenigen, die seit der Erweiterung des Schengenraums nicht mehr in die EU einreisen können.

Hinzu kommt, dass diese Grenzüberschreitungen nach Deutschland ja nicht von Menschen vorgenommen werden, die auf direktem Wege aus ihren Heimatländern wie z.B. aus Tschetschenien gekommen sind. Sie hielten sich stattdessen bereits in einem anderen EU-Staat auf. Darauf weisen die Zahlen derjenigen hin, die seit Dezember letzten Jahres aus polnischen Flüchtlingszentren verschwunden sind. Zwischen dem 21. Dezember und dem 7. Januar seien dies etwa 1.300 Menschen gewesen, und danach noch einmal 479 Personen, so der Leiter des Flüchtlingsheims in Debak, Waldemar Mikolajczyk, das sich in der Nähe von Warschau befindet.[13] Die polnische Zeitung *Metro* meldete damit übereinstimmend am 09. Januar 2008, dass jeder fünfte Flüchtling nach dem 21. Dezember aus den Flüchtlingsheimen in Polen verschwunden sei und sich in den Westen aufgemacht habe. Darüber aber, dass die Lebensbedingungen in den Flüchtlingsheimen in Polen so unerträglich sind, dass ihre InsassInnen jede Möglichkeit wahrnehmen, um von dort wegzukommen, ist kein Thema des Interesses. Unter der Hand empfehlen indes selbst offizielle Stellen den Flüchtlingen, in den Westen zu gehen. Um die unhaltbaren Zustände anzuprangern, verfassten Flüchtlinge aus Debak noch im Dezember einen Beschwerdebrief. Zu diesem Zeitpunkt wohnten dort bis zu 15 Menschen in einem Zimmer. Eine Kommission versprach daraufhin zwar Verbesserungen, um welche es sich handelt, wurde jedoch bislang nicht deutlich.

Die Schengenverträge bedeuten nicht nur offene Grenzen für ihre Mitgliedsstaaten, sie legen auch fest, wie mit 'illegalen' EinwanderInnen umgegangen werden soll. Diejenigen nun, die die Möglichkeit der offenen Grenzen in den Westen wahrgenommen haben, verfügen in den Staaten, in die sie nun gefahren sind, über

keinerlei Bleiberecht. Werden sie bei einer Kontrolle aufgegriffen, schiebt man sie unmittelbar wieder in das Land ab, in dem sie erstmals den Boden der EU betreten haben. Also, in diesem Fall – zurück nach Polen.

Auf neu entstehende Flüchtlingsprobleme an ihrer neuen Ostgrenze hat sich die EU bereits seit Jahren vorbereitet. Milliarden wurden in die Aufrüstung der Sicherungssysteme gesteckt und die Zahl der GrenzschützerInnen aufgestockt. Heute sichern die Grenzen Thermokameras, Hubschrauber und spezielle Durchleuchtungsapparate, die jeden und jede aufspüren sollen, der oder die illegal die Grenze übertritt. Für diejenigen, die es dennoch schaffen sollten, öffneten in Polen mit der Errichtung der neuen EU-Außengrenzen gleich vier neue Abschiebeknäste – in Przemysl, Ketrzyna, Bialystok und Biala Podlaska. Das zu 85 Prozent aus EU-Mitteln finanzierte Lager in Przemysl wurde als erstes eröffnet; in ehemaligen Kasernen sind dort 138 Personen untergebracht. Das zweite in Ketrzyna kann 180 Personen aufnehmen und ist von einer viermeterhohen Mauer umgeben. Die beiden anderen wurden am 1. Januar eröffnet. Das in Biala Podlaska für 200 Menschen – ausgestattet mit hohen Mauern, Kameras, Stacheldraht und Wachtürmen. Die größte Gruppe in den neuen EU-Sammellagern bilden Tschetschenen; daneben werden dort Menschen aus der Ukraine, Georgien, China und Vietnam festgehalten.



Fussnoten

[1] Zahl nach: Gazeta Prawna, 25.01.2008.
[2] In einem Interview mit der Zeitung am Sonntag, 12.12. 1999.
[3] Gazeta Wyborcza, 15.01.2008.
[4] Quelle: Jacek Kucharczyk: „All Aboard the Schengen Express". Tol (Transitions Online), 21.12. 2007.
[5] Zitiert nach: „Ukraińcy walcza o o ulatwienia" Gazeta Wyborcza, 15.01.2008.
[6] Junge Welt, 18.12.2007.
[7] Gazeta Wyborcza 13.12.07.
[8] Lewinska, Aleksandra in: Gazeta Wyborcza 13.12.07.
[9] Zitat aus: Pflüger, Paul: „Schengen rückt nach Osten". NZZ, 16.12.2007.
[10] Nach Angaben des polnischen Regierungsinformationszentrums werden im nächsten Jahr 200.000 Anträge auf eine Polnische Karte erwartet. „'Karta Polaka' przepustka przez granice Schengen". Gazeta Wyborcza , 27.12.2007.
[11] Polskaweb News. Pressemitteilung vom o ulatwienia 20.01.2008.
[12] So beispielsweise zu lesen in der Mitteilung von Reuters: „All quiet on EU Front. One month after Schengen", 20.01.2008. Brandenburgs Innenminister Schönbohm (CDU) meinte, es sei kein „signifikanter Anstieg" der Flüchtlingszahlen festzustellen. (Zitiert nach Linie Eins, 18.01.2008).
[13] AFP, 25.01.08

Causa Naschi

Russländische JungaktivistInnen scheitern bei ihrer "Pflichterfüllung" an den neuen EU-Aussengrenzen - von ANTON KLOTZ

Die russländische Jugendorganisation Naschi (auch unter dem spöttischen Namen Putinjugend bekannt) wurde gegründet, als in Russland die Furcht von einer orangenen Revolution á la Ukraine und Georgien umherging, quasi als Maßnahme um die Jugend in eine staatstreue Organisation einzuspannen. Bis April letzten Jahres waren Naschi hauptsächlich in Russland bekannt, wo sie vor allem mit Aktionen wie Proteste von Aufführungen von „ketzerischen" Theaterstücken aufgefallen sind, und sich als Gegengewicht zu Limonovs Nationalbolschewiken und den Nesoglasnye positionierten. Doch dann fanden die „Unsrigen" ein Thema, mit dem sie sich auch im Ausland schlagartig Bekanntschaft verschafften - die Wegräumung des Bronzenen Soldaten in Tallinn.

Naschi haben sich zu Bewahrern des kollektiven russischen Gedächtnisses des ruhmreichen Sieges gegen die Faschisten erklärt, schalteten ihre Webseite mit dem Antlitz des Bronzenen Soldaten auch weltweit frei und blockierten die Zufahrt zur estnischen Botschaft in Russland, was ihnen weltweite Aufmerksamkeit sicherte, aber auch das Ereignis selbst in den Schatten stellte und die Proteste in Estland komplett diskreditierte. Doch der Auftritt als die Macht, mit der man in Russland künftig rechnen muss, war geglückt, also versuchte man auf derselben Schiene weiterzumachen. Es wurde eine Deklaration verfasst nach der Naschi eine ständige Mahnwache am Tõnismägi einrichten möchten und alles daran setzen ihre „Pflicht" zu erfüllen.

Ein seltsames Katz-und-Maus Spiel fing daraufhin an. An der russländisch-estnischen Grenze wurden regelmäßig alle jungen Grenzüberquerer nicht etwa nach Drogen durchsucht, sondern danach, ob sie ein tarnfarbenes Regencape und eine sowjetische Soldatenmütze dabei haben, damit sie sich nicht als lebendes Denkmal im Zentrum von Tallinn aufstellen können. Den bekannten Naschi-Kommissaren wird das Visum verweigert, worauf der Kommissar Konstantin Goloskov einen Hungerstreik vor der estnischen Botschaft in Moskau medienwirksam austrug (und natürlich kein Visum bekam).

Das alles kann man als unbeteiligter Europäer als ganz lustig empfinden, dieses Jahr änderte sich die Lage und das Problem wurde gesamteuropäisch. Denn mit dem Eintritt Estlands in Schengen-Raum wurden alle Personen, denen die Einreise in Estland verweigert wird (und das sind ca. 2.000) automatisch auf die gesamteuropäische Black-List gesetzt, das bedeutet, dass Naschi mit einer Terrororganisation gleichzusetzen sind und niemand von ihnen nach Europa einreisen darf. Mehreren Kommissaren wurden schon Visum nach Spanien oder Finnland verweigert, derselbe Konstantin Goloskov wurde in Litauen wegen illegaler Grenzübertretung verhaftet. Daraufhin gab es lautstarke Proteste vor der Vertretung der Europäischen Kommission in Moskau und vor der estnischen Botschaft.

Diese Maßnahmen sind gesamteuropäisch gesehen ausgesprochen kurzsichtig. Denn es gibt eine Art von Politik in der Russland sehr erfolgreich ist und zwar die Politik des Spiegelhaltens, die Vorführung des Westens oder einfacher gesagt, Auge um Auge, Zahn um Zahn. Vielleicht hat es Putin während seiner Geheimdienstzeit schon mit dem Austausch der aufgeflogenen Agenten praktiziert, wenn eine Seite einen des Landes verweist, antwortet die Gegenseite genauso. Aktuelle Beispiele sind der zarte Hinweis Putins auf die Behandlung der G8-Demonstranten, als er von Frau Merkel auf die brutale Auflösung der Nesoglasnye Marsches angesprochen wurde. Es ist auch die Nichtauslieferung von mutmaßlichen Litvinenko-Mörders Lugovoi an die britische Justiz, genauso, wie Großbritannien in Russland verurteilten Berezowski nicht ausliefert. Es ist der Austritt aus dem KSZE-Vertrag als Re-

aktion auf die Stationierung der US-Raketenabwehr in Osteuropa, es ist die Drohung der Unabhängigkeitserklärung von Transnistrien, Abchasiens und Südossetiens, falls Kosovo unabhängig werden sollte. Und genauso ein Präzedenzfall wird gerade mit Visumsverweigerung an Naschi geschaffen.

Schon droht der Vorsitzende des Duma-Ausschusses für Auslandsbeziehungen Konstantin Kosatschev, dass Moskau die Einreise von Bürger der Schengen-Länder einschränken kann. Nach seinen Worten wurden die Naschi-Mitglieder nur aufgrund ihrer politischen Überzeugung der Möglichkeit beschnitten in eine Reihe der europäischen Länder einzureisen, weil einem Mitgliedsland ihr ziviles Engagement nicht gefallen hat. So zwingt man Russland die Einreise von Personen einzuschränken, die sich für die russländische Opposition oder gegen Tschetschenien-Krieg engagiert haben. Inzwischen haben die Naschi ihre eigene Blacklist erschaffen, die sich aus estnischen Persönlichkeiten zusammensetzt, die für ihre Russlandphobie bekannt sind, oder die Versetzung des Bronzenen Soldaten unterstützten, allen voran der estnische Präsident und Ministerpräsident. Es wird aufgerufen diese Personen nicht nach Russland zu lassen. Und spätestens hier ist es Schluss mit lustig.



Denn eins muss man zur Kenntnis nehmen, Vertreter von Naschi werden ganz sicher Kariere im russländischen Staat machen, ob es uns gefällt oder nicht. Zwar hat die russische Zeitung Kommersant einen Artikel veröffentlicht, nach dem die Naschi-Bewegung nach Abgang Putins reformiert werden soll, doch werden die politisch aktiven Mitglieder ganz sicher nicht in Versenkung verschwinden. Und ganz sicher werden sie nicht vergessen, wie Europa mit ihnen während ihrer Jugend umgegangen ist und sie zu Terroristen und Feinden erklärt hat. Momentan diktiert Estland das Verhältnis der künftigen russischen Elite zum restlichen Europa und keiner scheint Einspruch zu erheben. Wenn man einem Naschi-Mitglied quasi automatisch die Einreisegenehmigung nach Europa entzieht, hat er/sie keine Chance sich ein eigenes Bild von Europa zu machen und wird später sicher nicht für gute Beziehungen zwischen Russland und Europa eintreten, die sowohl für Russland als auch für Europa nur von Vorteil sind. Die Europäische Union sollte sich von daher genau anschauen, wer auf den Blacklists der Mitgliedsländer landet und vor allem weswegen.

PS: Die estnischen Black-Lists funktionieren auch innerhalb von Schengen. So werden zur Zeit mit Vorliebe Mitglieder des Lettischen Antifaschistischen Komitees, die der Gerichtsverhandlung um die „Organisatoren" der April-Unruhen beisitzen möchten, als unerwünschte Personen angehalten (wobei sich die Frage stellt, wie man sie so schnell ermittelt, denn Grenzkontrollen existieren ja nicht mehr) und zurück nach Lettland geschickt.

kloty.blogspot.com

«Versöhnung über den Gräbern»

Ein Interview über das Engagement der Kriegsgräberfürsorge in Polen, mit Agnieszka aus Radom – von LYDIA und DAVID

Das deutsche Unternehmertum hat den ehemaligen Ostblock lange vor der EU-Beitritt Polens für sich entdeckt. Schon seit dem politischen Umbruch machen sich hier auch suspekte Arbeitgeber, wie der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. breit, welcher hier ein reiches Betätigungsfeld beim suchen und ausbuddeln von ehemaligen Wehrmachtssoldaten gefunden hat.
Diese werden im Auftrag der deutschen Bundesregierung als „Opfer von Krieg und Gewaltherrschaft im Ausland" aus verstreuten Grablagen aufgesammelt, auf großen zentralen Friedhöfen bestattet („umgebettet") und einem revanchistischem Totenkult zugeführt. Das ganze geschieht natürlich im „humanitärem Auftrag" von „Versöhnung über den Gräbern - Arbeit für den Frieden".

Einen kleinen Einblick, wie weit die Versöhnung mit der polnischen Bevölkerung in der Praxis vorangeschritten ist und wie viel die Angestellten des VDK in der Praxis selbst dafür tun, soll unser Interview mit einer ehemaligen polnischen Angestellten der polnischen Stiftung „Gedenken" in Warschau/Polen – welche dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. zuarbeitet, geben.

Wie bist du zur Stiftung „Gedenken" gekommen?
Ich habe eine Anzeige in der Zeitung „Gazeta Wyborcza" (polnische Tageszeitung) gefunden, die lautete „ Eine Stiftung sucht Mitarbeiter mit sehr guten Deutschkenntnissen für die Büroarbeiten"

Warum hast du dann für diese Stiftung gearbeitet? Natürlich wegen dem Geld - aber gab es ev. noch eine andere Motivation?
Nur das Geld. Ich war 5 Monate arbeitslos gewesen und habe Geld für meine Studien gebraucht. In Polen beträgt das Arbeitslosengeld ca. 100 Euro, obwohl sich die Gesamtlebenshaltungskosten immer mehr denen in Deutschland annähern. Ich habe die ganze Zeit eine andere Arbeit gesucht, später hat man mir in der Stiftung gesagt, dass ich nach Ablauf der Probezeit, einen unbefristeten Arbeitsvertrag bekommen werde.
Nach 5 Monate entlarvte sich das als dreiste Lüge. Ich denke die haben mir das extra gesagt, damit ich ruhig bleibe, als ich noch mehr Arbeit dazu bekommen habe. Ich habe früher schon bei deutschen Konzernen gearbeitet, aber ich bin noch nie so wie in dieser Stiftung ausgebeutet worden. Ich war jeden Tag völlig am Ende.

Was hattest du dort für Aufgaben?
Ich war eingestellt als Assistentin in der polnischen Stiftung „Gedenken", welche eng mit dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. (VDK) zusammenarbeitet, und sollte ab und zu dem Gruppenleiter des Umbettungsdienstes des VDK bei verschiedenen Angelegenheiten helfen.
In der Realität, sah dies jedoch ganz anders aus; 90% meiner Arbeit war für den Gruppenleiter des Umbettungsdienstes und nur 10% für die polnische Stiftung.
Es gab sehr viel Papierkram, ich musste jeden Tag einen Berg Unterlagen aus verschiedenen Bereichen bearbeiten, Monatsmeldungen/Dienstreisen für alle Mitarbeiter des Gruppenleiters des Umbettungsdienstes des VDK (die Mitarbeiter waren aus allen Länder Süd - und Mitteleuropas), Kostenentwicklung des Dienstes in allen Länder machen, die polnischen Behörden wegen Genehmigungen angeschrieben, Telefonate, Faxe schicken, emails, Treffen organisieren, verschiedene Sachen schreiben, Kasse, Rechnungen, etc. dazu natürlich noch eine Menge Übersetzungen.
Eigentlich habe ich dort alles gemacht, ich war eine billige Arbeitskraft (ich habe weniger

verdient als eine Putzfrau in Deutschland), die man wie eine Zitrone ausgepresst und dann am Ende rausgeschmissen hat.

Kannst du uns etwas über die Arbeitsbedingungen und das Arbeitsklima erzählen? wie war es mit KollegInnen, Chefs etc., das Verhältnis untereinander?

Das Arbeitsklima war sehr schlecht, ich habe mich wie in einem deutsch-polnischen Kriegszustand gefühlt.

Jede polnische Mitarbeiterin hatte Stress mit den Vertreter des VDK. Er kam mit vielen Sachen nicht zurecht, und musste somit immer Schuldige für seine Fehler finden, damit er beim VDK seine Fehler erklären konnte.



Er hat mich oft angeschrieen, dass ich für deutsches Geld arbeite, dass ich auf ihre Kosten Kaffee und Tee trinke (im Polen nimmt man allgemein an, dass jeder Arbeitsgeber solche Dinge kostenlos zur Verfügung stellt), weil ich zwei Minuten zur Arbeit zu spät komme und „das deutsche Geld" verschwende etc. Ich bin Vegetarierin und er hat mir oft Dinge gesagt, wie, dass ich Schweinefutter esse. Das deutsche Wort „Schwein" weckt in Polen sehr schlechte Assoziationen, welche noch aus dem 2. Weltkrieg stammen. Alles was ich gemacht habe, war falsch und es gab jedes Mal Ärger. Allgemein war es so, dass die polnischen MitarbeiterInnen viel mehr arbeiten müssten – einfach nur um den Job behalten zu können.

Er hat viele schlimme Sachen gesagt. z. B. Das Hitler Recht hatte, als er die Behinderten umbringen ließ. Zu einen deutschen Mitarbeiter meinte er einmal, dass Deutschland durch Leute wie ihn den 2. Weltkrieg verloren habe. Die meiste Zeit hat er nur über Frauen und Sex geredet und mich oft mit blöden anzüglichen Witzen und Blicken belästigt – es war einfach unerträglich.

Während er andere ständig schikaniert hat, hat er seine eigene Arbeitszeit ziemlich locker und angenehm gestaltet. Oft war er zu Einkäufen auf dem großen Basar unterwegs oder hat stundenlange Telefonate mit Familie und Freunden, geführt. In seinem Zimmer lagen dann alle seine tollen Schnäppchen (z. B. Schuhe, Kleider, Teppiche) zwischengelagert.

Er und seine Mitarbeiterinnen haben auch oft Umbettungen ohne gültige Genehmigung gemacht und es gab dann Skandale in der polnischen Presse und Probleme mit der Justiz. Alles musste die polnische Stiftung klären (ich oder meine Kollegin), er hat niemals Verantwortung für seine Entscheidungen übernommen. Allgemein wurden die Kompetenzen immer im unklaren gehalten.

Kennst du andere ehemalige MitarbeiterInnen, denen es ähnlich erging?

Nicht persönlich, aber ich habe gehört, dass sie alle angeblich nur schlecht, faul usw. waren, ständig Fehler gemacht haben und nicht für diese Arbeit geeignet waren.

Nur eine Frau hat dort 2 Jahre gearbeitet, weil Sie sehr eng mit dem Gruppenleiter des Umbettungsdienstes befreundet war. Es werden ständige neue Arbeitskräfte, mit den selben großen Versprechungen eingestellt.

Hast du oder andere versucht, diese Dinge öffentlich zu machen, oder die deutschen Verantwortlichen informiert?

Die polnischen MitarbeiterInnen hatten Angst vor Ihm, weil er den Leitern in Deutschland erzählen konnte was er wollte, und sie nur ihm geglaubt haben. Als ich mich dort über sein Verhalten beschwerte, weil ich keine Mittagspause haben durfte, da ich seiner Meinung nach zu lange gegessen habe (nach polnischen Arbeitsrecht sind es 15 Minuten), hat man mir geantwortet „wir waren nicht dabei, niemand weiss, wie es wirklich war".

Er hat sich immer sehr sicher gefühlt und uns ständig vor Augen geführt, dass uns eh niemand glauben wird, weil es ja keine ZeugInnen gibt.

Wir bedanken uns für das Gespräch.

Links:
www.fundacjapamiec.pl
www.gedenkenundfrieden.de
www.volksbund.de

Minsk: the tidy road to regime perfection

– by Giovanni Angioni on cafebabel

Neat, elegant, so clean that you want to go barefoot – that is how the Lukashenko regime likes to present the capital of Belarus - the one visible to tourists, that is

'They have just finished some building improvements, don't you think it's perfect?' asks Andrey, a young Belarusian who is deep into the visa business. 'If a visa normally costs 60 dollars, I can get up to 100 dollars in commission.'

On the way to the hotel Andrey reaches 90m/h on one of the most beautiful roads that I have ever seen: the tarmac is perfect, a four-lane dual carriageway divided by a lawn worthy of Windsor Castle, impeccably lit. The only thing missing: cars.

'It's perfect because there's very little traffic, right?' I tease. 'Apart from its beauty, does one really need a road this big to get into the city?' Without lifting his hands from the steering wheel, a veil of sadness envelops the driver; did I pressed the wrong button? 'Maybe not now that there are only about thirty flights which land here in Minsk,' he replies. 'It's not like in the days of the Soviet Union. Even the airport is too big for the way things are going now, Minsk was much more important back then. We even have a direct road to Moscow!

Once, we accompanied a seventy-year old Belarussian judge into the city. It was his first time in Minsk – he was astounded. He could not believe that this was the capital of his country. He could not believe that such a perfect place could have existed so close to the one where he had been living all his life.'

'They' know everything

Lino and Sandro are Italians who first visited Belarus by bicycle: 'A long journey, granted, but we were young. After retiring, we got involved with an association which arranges summer holidays to Italy for the children of Chernobyl. It's incredible how much the country has gone downhill.' They should know; in twenty years, they have seen a lot of Belarus - including prison.

'It's an experience which leaves its mark,' the couple describe. 'You learn to be careful about anything you say or do, because 'they' know everything.' Lino is not joking: he ended up behind bars because of an article he wrote which was too critical of the regime. 'It was only published in the association newsletter! So you can imagine how many read it.'

Pasolini, De Sica

Every building, every window in the town centre is lit so brightly that a Christmas tree would be put to shame. 'Who is paying? Us, obviously, with public money,' complains Julia, a young languages student who, partly because of her not-so-tender views on who governs the country, is continually rebuffed from the possibility of visiting Italy, the country which she has been studying for a long time.

'This year they have sent someone who had grades lower than mine - again,' she remonstrates with a tutor, with me as witness. The tutor's answer? A shrug of the shoulders and a resigned 'you are aware that these are complex matters, it's not all up to us.'

Julia speaks Italian well (she uses the subjunctive), criticises Italian writer Alessandro Baricco ('I'm only sparing 'Oceano Mare''), reads Italian daily newspaper Corriere della Sera, watches Pier Paolo Pasolini's films of but snubs late director and actor Vittorio De Sica: 'I don't have the time to watch everything,' she says with a diplomatic smile. She is not very optimistic about the future of her country. 'My mother earns 100 euros a month. The internet connection costs 30: that's the online revolution for you!'

'Every time my father sees Alexander Lukashenko on the television (the dictator-president of Belarus, ed), he can't contain his anger. But when I say to him that he shouldn't react that way only indoors, he shrugs his shoulders and says that he can't do otherwise. And I do understand him: he would lose everything: how can you support your family without a job?'

Julija continues to protest. She took part in the European march on 11 October 2007, and will continue to do so in the future. 'I have nothing, you know. They can't take anything from me. It's us young ones, us who have nothing to lose who must fight to change our country.'

Kein Doppeladler für den neuen Kosovo – von Honza Holý

Nun hat der Kosovo als siebenter Staat des ehemaligen Jugoslawiens seine Unabhängigkeit erklärt. Die Provinz war 1912 von den Serben erobert worden und gehörte seit dem zu Serbien. Nach dem Krieg der Nato gegen das Regime Slobodan Milosevic', stand der Kosovo seit 1999 unter der Verwaltung der Vereinten Nationen.



In der nun vom Parlament verabschiedeten Erklärung heißt es, dass sich der Kosovo dem Frieden und der Stabilität verpflichtet und dass er ein demokratisches und multiethnisches Land sein werde.

Die Flagge des neuen Staates soll diesen Vorsatz auch zum Ausdruck bringen, nicht der Albanische Doppeladler findet sich als Staatssymbol, sondern es zeigt auf blauen Grund die Umrisse des Landes, sowie sechs Sterne, welche die im Kosovo lebenden Minderheiten symbolisieren sollen. Gerade am Umgang mit den Minderheiten, besonders mit der Serbischen wird der neue Staat gemessen werden.

Aber wie sieht es mit der tatsächlichen Unabhängigkeit des Staates aus?

Deutschland und Frankreich haben die Anerkennung der ehemaligen serbischen Provinz angekündigt und auch die USA haben diese in Aussicht gestellt.

Mindestens fünf Staaten der EU stehen einem unabhängigen Kosovo allerdings kritisch gegenüber. Spanien, Griechenland, Zypern, Rumänien und die Slowakei, Länder, die selbst mit Problemen ihrer Minderheiten zu kämpfen haben, befürchten nun der Kosovo könne kein Einzelfall bleiben.

Unklar ist noch, mit welchen Maßnahmen Serbien auf die Unabhängigkeit Kosovos reagieren wird. Zunächst einmal hat Serbien die politische Führung des Kosovos wegen der Unabhängigkeitserklärung des Hochverrates angeklagt. Dem kosovarischen Ministerpräsidenten Hashim Thaci, Präsident Fatmir Sejdiu und Parlamentspräsident Jakub Krasniqui wird vorgeworfen auf serbischem Territorium einen falschen Staat ausgerufen zu haben. Auch drohen dem Kosovo wirtschaftliche Sanktionen von serbischer Seite. Ob diese allerdings wirklich so einschneidend sein werden, bleibt abzuwarten. Immerhin wird der Kosovo noch lange auf die Unterstützung des Westens hoffen können,

Nach dem Jubel über die Erklärung der Unabhängigkeit wird der junge Staat mit vielen Problemen zu kämpfen haben. Wirtschaftlich gesehen ist der Kosovo ein Entwicklungsland, in dem noch nicht einmal die Stromversorgung klappt. Auch ist unklar, wie sich das Zusammenleben im Kosovo zwischen Kosovoalbanern und Serben gestalten wird. Belgrad fordert die dort lebenden Serben auf nicht klein beizugeben und nicht aus ihrer Heimat fortzuziehen, weiter ist auch abzusehen, dass die serbische Minderheit die Institutionen des neuen Staates nicht anerkennen wird.

Bleibt abzuwarten, ob die Unabhängigkeit des Kosovos die Lösung für den jahrelangen Konflikt um den Kosovo ist.



Ausreiseverbote in Belarus – von belarus-action

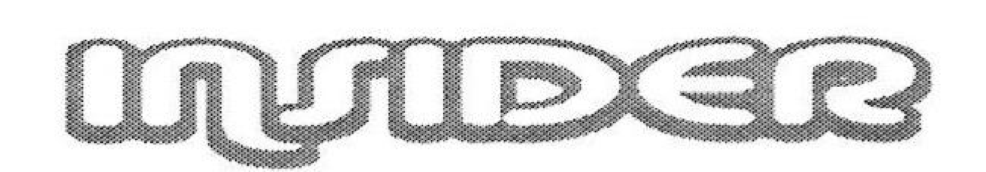
Laut eines Präsidentendekrets wurde die Bestimmung, der zufolge belarussische Staatsangehörige in ihrem Pass einen speziellen behördlichen Ausreisestempel für Reisen ins Ausland benötigen, zum 1. Januar 2008 abgeschafft. Allerdings bereitet der Geheimdienst KGB derzeit eine Datenbank mit den Namen von mehr als 100.000 BelarussInnen vor, denen ein Verlassen des Landes künftig untersagt wird.
Die Ausreiseverbote für bestimmte BelarussInnen schränken nach Meinung des belarussischen Verfassungsgerichts nicht die Freiheiten der Bürger ein und entsprächen vernünftigen Prinzipien. Mittlerweile sind ca. eine halbe Million Menschen betroffen.

Böhmische Kneipen: Hier darf Europa noch rauchen! – von HANS-JÖRG SCHMIDT auf cafebabel (gekürzt)

Welcher Prag-Besucher mag sie nicht, die schummrigen Kneipen, in denen das Bier auf dem Tisch steht, ehe man noch richtig Platz genommen hat. Meistens ist die Luft in diesen Etablissements zum Schneiden. Für die meisten Tschechen gehört die Zigarette zum Bier, mag die Nichtraucherlobby im fernen Brüssel oder im großen Rest Europas da auch ganz anders denken und handeln. Noch ist die böhmische Kneipe für die Raucher eine Insel der Glückseligen. Doch jetzt droht auch den Tschechen Schluss mit lustig: die Nichtraucherfraktion im Prager Parlament hat einen neuen Anlauf genommen, das Rauchen in den Kneipen zu verbieten.
Käme der Antrag des Gesundheitsausschusses durch, hätte das auch Folgen für die Raucher, die in letzter Zeit verstärkt aus Deutschland in die böhmischen Gasthäuser einfallen. Namentlich die Besucherzahl aus Bayern, wo seit dem 1. Januar 2008 ein völliges Rauchverbot gilt, hat zugenommen. Wirte berichten, dass die Deutschen sicherheitshalber schon in der Tür fragen, ob das Rauchen noch gestattet sei.
Kommentatoren sind sich zwar sicher, dass das Rauchverbot in den Kneipen auch irgendwann kommen wird, warnen aber vor Übertreibungen. Sollte sich das Parlament zu einem generellen Rauchverbot durchringen, werde das womöglich nach hinten losgehen. Die Kommentatoren kennen ihre Pappenheimer. Der Tscheche, das wissen sie, gehört nicht eben zu der Spezies, die sich gern etwas „von oben" vorschreiben lässt.

Den König nackt zeigen - von LYDIA

Seit Dezember 2007 sind die neuesten Animationsfilme des belarussischen multclub online.
Der multclub veröffentlicht regelmäßig neue Trickfilme und Flashanimationen zu Themen des belarussischen politischen und gesellschaftlichen Lebens. Dabei werden die Politik, insbesondere der Personenkult um Lukaschenko und die allgemein oft stark an die alte Sowjetunion angelehnten Traditionen in Belarus auf die Schippe genommen. Nach dem Prinzip „Lustiges kann nicht furchtbar sein", wird versucht zu zeigen, „dass der König doch nackt ist", um den Leuten erst einmal grundsätzlich die Angst vor der allgegenwärtigen Staatsgewalt zu nehmen und sie dadurch zum Handeln zu motivieren.
Im Dezember 2005 verhandelte die Staatsanwaltschaft Minsk einen Fall gegen das Veröffentlichen von humoristischen Trickfilmen, in denen der Präsident der Republik Belarus, Alexander Lukaschenko, lächerlich gemacht wurde. Speziell die Oppositionsgruppe „Dritter Weg" hatte man der Verleumdung gegen den Präsidenten angeklagt.
Es kam zu Hausdurchsuchungen, der Beschlagnahme von Hardware und Datenträgern und massiver Repression gegen die AktivistInnen und ihre Familien (in Belarus ist es gängige Praxis bei Repression auch unbeteiligte Familienmitglieder einzubeziehen, die Eltern von jüngeren DemonstrationsteilnehmerInnen können z.B. ihre Arbeit verlieren), durch den belarussischen Geheimdienst KGB. Im Jahre 2006 sahen sich deshalb einige der AktivistInnen gezwungen ins politische Asyl nach Estland zu gehen, weil sie in Belarus als Verbrecher zur Fahndung ausgeschrieben wurden und ihnen bei Ergreifung 4 Jahre Haft drohen.
Mittlerweile wurde ein ähnliches Projekt mit dem Namen Belorusskaja Zhaba (belarussischer Frosch) auf den Weg gebracht.
Quelle: 3. Weg
www.multclub.org oder mit Stichwort „multclub" bei youtube
www.belzhaba.com
de.3dway.org



Balkans' Idolatry Delights Movie Fans and Pigeons

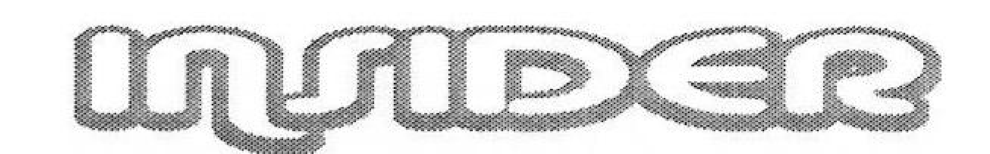
Yo Adriatic! A statue of the inspirational film character Rocky Balboa now graces the village square in sleepy Zitiste/Serbia - by DAN BILEFSKY

ZITISTE, Serbia — In this sleepy farming village, residents talk of a new spirit of exaltation ever since a towering bronze and concrete statue of Rocky Balboa was erected in the village square, his boxing gloves raised in a heroic gesture of triumph.
But Rocky will soon have company in the region: Tarzan, Bruce Lee and a former Playboy model.

In a phenomenon that is either delighting or alarming cultural critics, monuments to icons of Hollywood and popular culture are sprouting across the Balkans, after almost a decade of bloodshed and vengeance that killed as many as 125,000 people in Croatia, Bosnia and Kosovo.
The noted Serbian visual artist Milica Tomic, for one, is concerned. She calls the statues „a dangerous joke in which history is being erased and replaced by Mickey Mouse."
In Medja, a farming village about 12 miles from Zitiste near the Romanian border, city officials are frantically lobbying to raise money to erect a bronze statue of Tarzan. The statue will pay homage to Johnny Weissmuller, the actor and Olympic swimmer. Residents say he was born in Medja in 1904 and proudly show off his birth certificate at City Hall. When he was a baby his family emigrated to the United States. There, he went on to global stardom playing the loin-clothed ruler of the apes and booming out his distinctive ululating yell.
On a hill in the war-torn city of Mostar, Bosnia, divided by an Ottoman bridge separating Bosnian Croats on one side and Bosnian Muslims on the other, a bronze and gold-plated statue of the actor Bruce Lee was recently erected by a group of activists. They aim to bridge the ethnic divide by paying homage to a man who brought cultures together and embodied the fight for justice.
The statue is now in storage after it bronze weapon were vandalized Both Croats an Muslims compla ned that the like ness of Mr. Lee, martial arts icon was a provocatio because he wa pointed at them in an aggressive martial pose. This prompted his creators to rotate the statue in a neutral direction.

„Rocky was a universal hero and far more deserving of respect than Serbia's own recent leadership"

And in Cacak, southwest of Belgrade, plans are under way to build a statue of a former topless model, Samantha Fox, a Briton who recorded the hit song „Touch Me (I Want Your Body)" and who captured local imaginations when performing in the town. Officials boasted that the statue would be larger than Rocky, but so far the only sign of Ms. Fox's likeness is an empty pedestal in a local art gallery, with the word „rumors" written on it.
Here in Zitiste, the statue of any figure from the United States, no less such an iconic all-American film character as Rocky, would seem an incongruous presence. The United States, after all, led the NATO bombing campaign in 1999 after the Serbian strongman Slobodan Milosevic defied international pressure and clashed with the ethnic Albanians of Kosovo.
But Bojan Marceta, a 28-year-old local cameraman who raised 5,000 euros (about $7,300) to commission the statue, said Rocky was a universal hero and far more deserving of respect than Serbia's own recent leadership.
„Nobody from the wars of the 1990s or from the former Yugoslavia deserves a monument, because all our leaders did was to prevent us from progressing," said Mr. Marceta, who celebrated the unveiling of the statue in August with fireworks at a public concert. „My generation can't find role models so we have to look elsewhere. Hollywood can provide an answer."
On a recent day, as a group of local children looked up at Rocky's bronze six-pack abdomen and giggled, Mr. Marceta said the



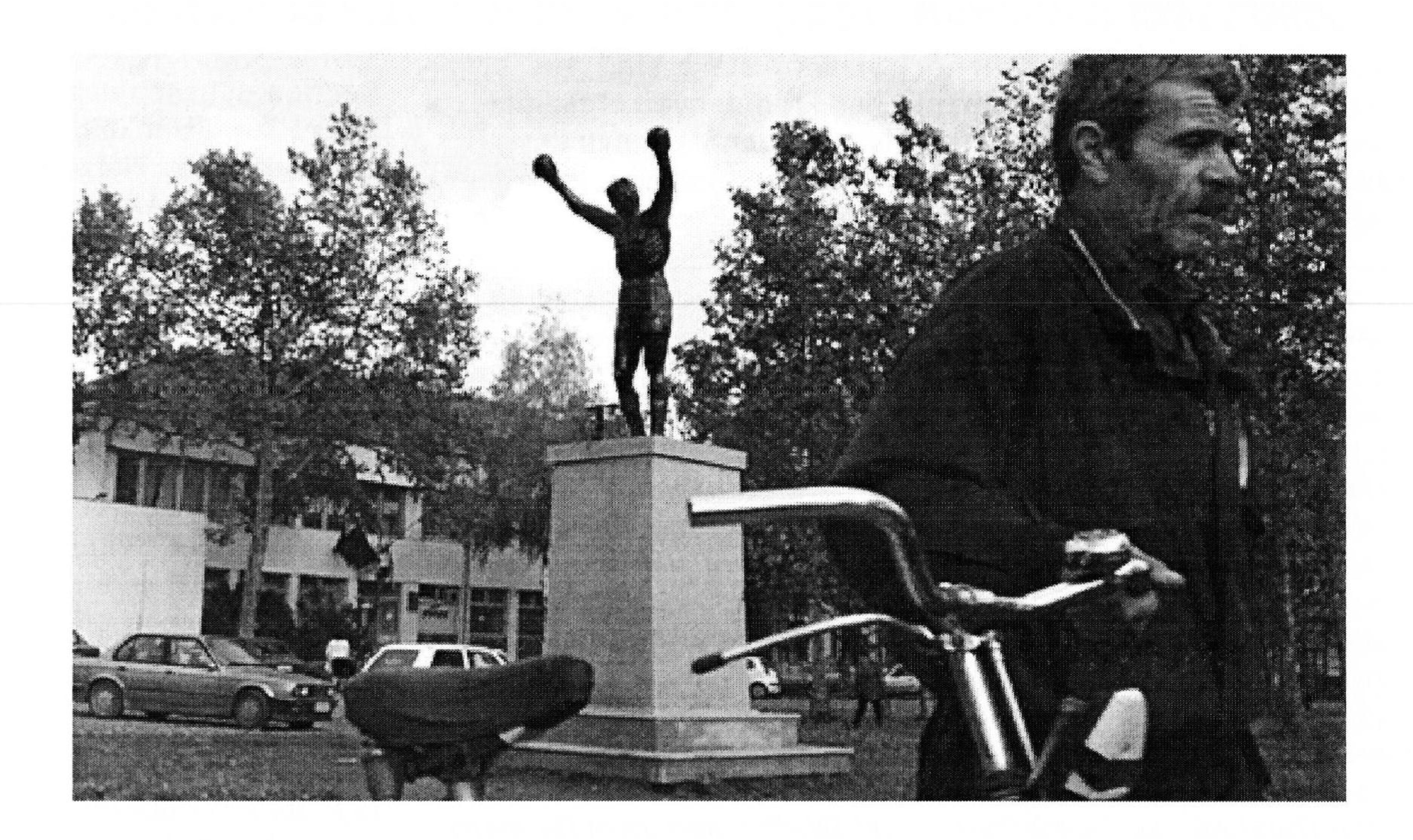
nearly 20-foot-tall statue — created by a Croatian artist and financed in part by a local chicken farmer — was a cry for attention from a place the world had forgotten.

That cry has been heeded, at least for now. Dozens of television crews from as far away as Japan have descended on the town. Even Sylvester Stallone sent the

He said Tarzan was a fitting icon for Serbs because Tarzan had been put in the jungle with nothing and, against all odds, managed to survive. Tarzan, he added, would transcend the ethnic divisions of Medja — home to Serbs, Hungarians and Serbs of German descent — because „he belongs to everyone."

whom to honor. Mileta Prodanovic, a Serbian writer and painter who was on the jury, said the commission's failure reflected the ideological vacuum left over from the time of Mr. Milosevic.

„These Hollywood monuments are a subversive response" to the governments of that time, which they are mocking, he said. „People realize that many of our



people of Zitiste a personal video message from the jungle set of the latest Rambo film, expressing joy that his character continued „to have an impact in the world."

Not all of Zitiste's citizens are convinced.

„I don't like Rocky — it has nothing to do with this town, and the money could have been spent on something we need, like a new school," said a retired farmer, Buka Sandor, 70, furrowing his brows. „We are just showing off."

In Medja, Tarzan's soon-to-be new home, Dragan Pusara, an assistant to the mayor, said he hoped that the brawny likeness of the town's native son, Johnny Weissmuller, would bring luck and investment to Medja, after devastating floods.

„After World War II, hundreds of displaced people arrived here with their families and one piece of luggage, and they needed to be strong to survive just like Tarzan," he said.

Whatever the opinions of local residents about their new Hollywood talisman, some sociologists explain the glorification of nonpolitical Hollywood icons as the outgrowth of an identity crisis after the wars of the 1990s, when the lines between oppressors and victims were blurred.

When a Belgrade municipal authority recently appointed a jury of artists and intellectuals to commission a monument to the victims of the wars of the 1990s, the jurors could not agree on

soldiers in the wars of the 1990s were criminals who stole, robbed and killed. So people are searching for alternative role models and this is a healthy rejection of nationalism."

But Ms. Tomic, who also served on the jury, said she feared that these new heroes imported from films and popular culture were just an excuse to avoid facing up to the bloody history of the Balkans.

„This turning to Rocky or Tarzan is unhealthy and dangerous," she said. „We need to find a way of representing our grief, our responsibility and our despair. „Until we do that, Serbia cannot come to terms with the present and the future."

«Das einzige, was bei uns noch stramm steht»

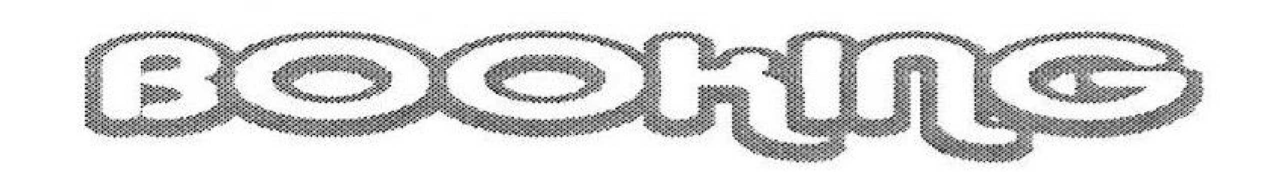
Ein Bericht über Rumäniens Imageprobleme - PETER RIEDLBERGER auf Telepolis

Das einzige, was in Rumänien noch stramm steht, sind laut einer Imagekampagne des rumänischen Fremdenverkehrsamtes ausgerechnet die Kirchtürme. Dabei dürfte der Stereotyp des militaristischen Warschauer-Paktes-Staates keineswegs das größte Image-Problem Rumäniens sein.

Mit Rumänien verbindet der gemeine Zentraleuropäer zunächst einmal Vampire; das verwunderte die Rumänen Anfang der 1990er sehr, war doch Bram Stokers Dracula bis Ceausescus Ende nicht ins Rumänische übersetzt und die ganze Dracula-Geschichte in Rumänien ergo praktisch unbekannt. Blutsauger kommen in der rumänischen Volkssage überhaupt nicht vor. Die zweite Assoziation ist ein bettelarmes Land mit verfallenen Plattenbauten, verzweifelten Bewohnern und korrupter Obrigkeit. Daran änderte auch die Tatsache wenig, dass deutsche Online-Medien die Straße in den Orient entdeckten. Maximilian Popp von Spiegel Online (1) fuhr im Bulli von München nach Istanbul, Timo Friedmann von Bild.de (2) legte in einer etwas moderneren VW-Variante die Strecke von Hamburg nach Israel zurück.
In der guten alten Zeit hätte man den Autoput genommen, heute führt die Strecke bis zum Verlassen des griechischen Territoriums auf EU-Gebiet, via Rumänien, sodass man sich dieses unheimliche Land gleich selbst ansehen kann. Popp macht gleich an der Grenze Bekanntschaft mit einer der zahlreichen ethnischen Minderheiten Rumäniens:
Barfüßige Kinder laufen um den Bus, Kinder mit nassen Hosen, Dreck in den Ohren, Spucke am Kinn, Schorf auf der Nase. Sie wiederholen mechanisch den einzigen englischen Satz, den sie beherrschen: „Please Sir, money!" Wo sind wir hier? Das Straßenschild sagt: Rumänien. „Nein", sagt Maria, „das hier ist Afrika."
Friedmann überquert die Grenze bei Oradea und kann die bezaubernde Art-Nouveau-Stadt anscheinend gar nicht goutieren:
Dahinter wartet Oradea, ein Albtraum. Rumänien erwischt dich hier mit einer knallharten Linken. Bettelnde Straßenkinder, stinkende Busse, monströse, verfallende Plattenbauten. Jedes Vorurteil bekommt hier Nahrung satt.
Beide scheinen froh zu sein, das Land hinter sich lassen zu können, als sie nach Bulgarien kommen. Ist die rumänische Realität wirklich so schlimm? Oder hat Rumänien nicht eher ein massives Image-Problem?
Im Gegensatz zur landläufigen Meinung ist Rumänien nicht das ärmste EU-Land; das ist Bulgarien, mit fast 10% weniger Bruttosozialprodukt pro Einwohner. In Sachen Wirtschaftswachstum belegt Rumänien mit 4,4% einen der vordersten Plätze innerhalb der EU. Die Arbeitslosigkeit beträgt im Schnitt 7,3%; in den Wachstumsregionen in Transsylvanien und um Bukarest soll sie laut BBC sogar um die 2% liegen. Die Infrastruktur ist ein Problem, an dem allerdings heftig gearbeitet wird - was aufgrund der massiven Arbeiten allerorten vorübergehend weitere Probleme verursacht. Das musste auch Popp vom Spiegel erfahren:
Die Straßen werden schlechter, die Schlaglöcher tiefer. Wellen erschüttern den Bus wie kleine Erdbeben. 100 Kilometer dauern fast drei Stunden. Wir fahren durch violettschwarze Dunkelheit. Von Budapest nach Bukarest an einem Tag? Unmöglich! Also übernachten wir im Bulli an der Donau.
Wenn ihm doch jemand gesagt hätte, dass im Bezirk Mehedinti derzeit der komplette Straßenbelag erneuert wird (wozu er zuerst entfernt wurde)! Nebenbei gesagt, wäre es ohnehin vernünftig gewesen, bei einer Überlandfahrt der Hauptstraße inklusivere Autobahn zu folgen, so wie es der Kollege vom auto-affineren Bild-Portal tat.
Zurück zur rumänischen Infrastruktur. Das derzeit größte Autobahnprojekt Europas ist die Autostrada Transilvania , die Oradea mit Brasov in Zentralrumänien verbinden wird. Dort, in Brasov, wird in Kürze mit der Errichtung eines neuen, großes

Flughafen begonnen, getragen vom kanadischen Investor Intelcan.
Politisch ist Rumänien zwar turbulent – mit entlassenen Ministern, Amtsenthebungsverfahren gegen den Präsidenten, viel zu viel Parteien mit ähnlichem Programm –, aber andererseits so stabil, dass ein unabhängiger Beobachter eigentlich nur von einem rumänischen Wunder sprechen kann.
Denn die Zahl der Minderheiten ist erheblich. Insgesamt 18 Volksgruppen, darunter Roma, Deutsche, Armenier, Ukrainer, Albaner, Juden und Tataren haben je einen garantierten Sitz im Parlament; dazu kommen die Ungarn, die als Minderheit so bedeutsam sind, dass ihre Partei sowieso problemlos die 5%-Hürde überspringt.
Der Umgang miteinander war nicht immer sanft; Anfang der 1990 war der offen antiungarische Funar gewählter Bürgermeister von Cluj, und 1990 wurde einer der bedeutendsten ungarischen Gegenwartsautoren, der 2006 verstorbene Dichter András Sütö, bei antiungarischen Ausschreitungen in Târgu Mures beinahe blind geprügelt. Viele Zungen munkeln, dass diese Spannungen der damaligen post-kommunistischen Führung zu Gute kamen, die damit von wirtschaftlichen Problemen und allgemein von der Machtverteilung ablenken konnte.
Die gute Nachricht ist nicht nur, dass sich die ethnische Spannungen auf ein sehr niedriges Niveau abgekühlt haben; besonders wichtig ist, wie dies geschah, nämlich auf rein demokratischem Wege. Funar wurde als Bürgermeister von Cluj abgewählt, die Post-Kommunisten verloren die Mehrheit im Parlament und den Präsidentenposten. Auch bei der kürzlich erfolgten Europawahl zeigte der rumänische Wähler seine Besonnenheit: Die Großrumänienpartei von Vadim Tudor, die bisher im Europaparlament vertreten war, konnte nicht mehr einziehen, genauso wenig wie die Partei von Becali.
Freilich ist es nicht schwer, hässliche Dinge in Rumänien zu sehen. Allerdings ist es wie immer eine Frage, wohin man seinen Blick richtet. Was würde wohl ein ausländischer Besucher über die deutsche Sauberkeit sagen, wenn er nur die Berliner U-Bahn erlebt hat? Über die allgemeine Sicherheit, wenn er in Neukölln nächtigte?
Das deutsche Rumänien-Bild wird immer noch von Straßendörfern und dem Moloch Bukarest geprägt. Das „neue" Rumänien mit frisch asphaltierten Straßen, unlängst renovierten Häusern und boomender Industrie findet sich vor allem in Transsylvanien. In einer Stadt wie Brasov ist es schwierig, irgendein Rumänien-Klischee bestätigt zu bekommen. Ähnlich verhält es sich mit Cluj, Sibiu oder dem Zentrum des Banat, Timisoara (und übrigens auch mit der bezaubernden Grenzstadt Oradea, wenn sie jemand die Mühe macht, ins Zentrum zu fahren). Wer dagegen eine Reportage fürs Privatfernsehen machen möchte, dem sei ein Besuch in einer der Schwerindustriestädte der Walachei angeraten.
Im Gegensatz zur Tschechischen Republik und Ungarn ist Prostitution in Rumänien illegal. Sie existiert natürlich trotzdem, doch bei weitem nicht in dem Ausmaß der genannten Länder. Dass rumänische Landstraßen bzw. Stadtränder dementsprechend würdevoller erscheinen als ihre Äquivalente jenseits der deutschen bzw. österreichischen Grenze, scheint kein Thema für Dokumentationen zu sein.
Rumänien hat noch einen weiten Weg vor sich, ehe es die Standards der anderen osteuropäischen Länder oder gar Westeuropas erreicht. Allerdings lässt sich dem Land nur mit Böswilligkeit die Tatsache absprechen, dass es derzeit eine Entwicklungen hin zum Positiven gibt. Das zeigen nicht nur die wirtschaftlichen Indikatoren, die politisch-demokratische Entwicklung und die umfassenden Infrastrukturmaßnahmen, sondern auch ein simpler Besuch in Transsylvanien.

Fussnoten:
(1) www.spiegel.de/unispiegel/wunderbar/0,1518,516597,00.html
(2) www.bild.t-online.de/BTO/kolumnen/2007/11/friedmann-isreal/tag1/tag01,geo=2930284.html



Queer Zagreb

the most recent publication «Oral history of homosexuality in Croatia» from 1950s – 2000 – by QUEER ZAGREB

Queer Zagreb is an international festival which takes place annualy in Croatia since 2003. The festival constructs its program each year around a certain theme – and so far these have included «post-socialist queer identity», «heteronormativity of childhoods», «transgression of private into public spheres», etc.

Queer is a term that has not been in much use in the Balkans before the festival started with its activities and introducing the concept of *queer* to public discourse. From the start, Queer Zagreb made it clear that by *queer* it means a detatchment from the norm – anything outside the norm in a traditional, transitional and patriarch society could be foreign, not-wanted, strange, *queer*. The starting point was that queer identity was subversive but not violent – and this understanding is what provided the festival with open hands to talk about different issues which were burning in Croatian society. For an illustration, it was said that even a single mother is queer in Croatia, as her position is not normative within the frame of social roles based on gender which say that mothers should be married. The concepts of normativities and how to challenge them is what Queer Zagreb festival is about – it is trying to erase the borders of accepted and non-accepted identities – as long as they are not violent to others.

Beside the festival, as the most important activity, Queer Zagreb organises different researches, presentations and campaigns. The most recent one included a yearlong research and a publication «Oral history of homosexuality in Croatia» which covered the period from 1950s – 2000. We have interviewed 25 people from the ages of 30 – 70 which have shared with us their experiences of being lesbian or gay in the times of socialism in Croatia. These in depth interviews proved to be a pool of personal experiences of dealing with constructing identities in the time of Tito in Croatia as well as methods of socialising and surviving within private and public spheres in relations to being lesbian or gay.

The book documents the confessions in over 250 pages and with 150 illustrations records some of the places where people used to meet, media articles they referenced – which talked about homosexuality and were forming public opinion on the subject, private letters and photos. Some of the media coverage on the book said things like «..a history that could distort the image of Croatian history» and «...these are intimate experiences of individuals and everyone should try to understand the dimensions of coded fear of public space – this public space being different for each person». The book is divided into chapters, covering different aspects of private and public levels in relation to the individual answering the interviews. The chapters are: identity, coming out, intimacy, sex, public / political space, violence. And addition to the book is a sort of historic reader where the experiences were presented in a chronological order along with a list of locations and towns. It is important to say that this book is not a historiographic work but a topographic – it tells the histories of the 25 people that participated in the interviews and they are the ones whose topographies were presented – where they lived, loved, where they were afraid or brave.

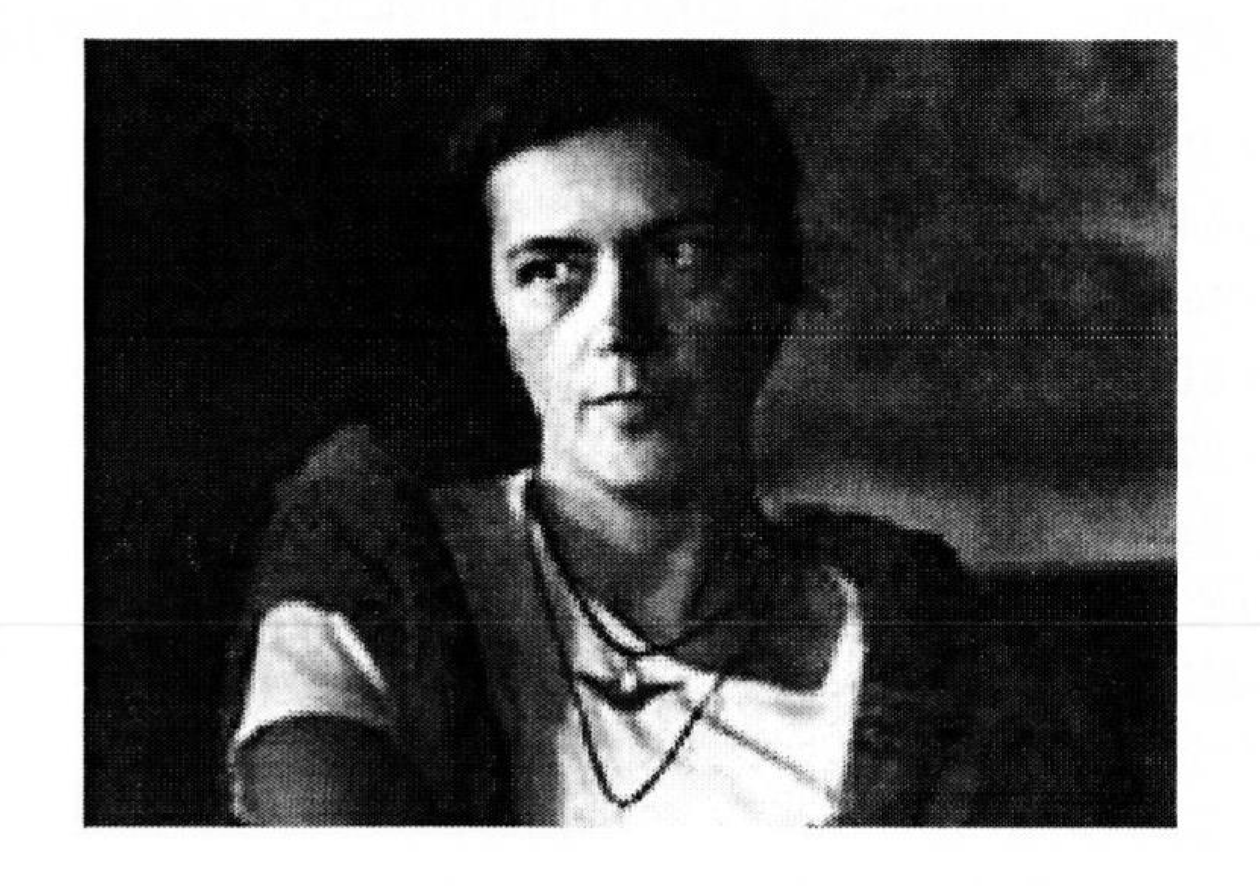
«Oral history of homosexuality in Croatia» is a very touching book which tells a universal story of survival and hope within a system that does not tolerate diversity – and especially not diversity of desires.

After reading the book, one can understand better the situation of lesbian and gay rights in post-communist countries, not just in Croatia.

Libuše Moníková: Helden als Opfer und als Treibgut historischer Prozesse

„Ich bin kein richtiger Tscheche, ich bin ein mährischer Inuk" – von HONZA HOLÝ

Libuše Moníková emigrierte 1971 aus der ÈSSR in die BRD aus Enttäuschung über die Okkupation der Roten Armee 1968 und über die nachfolgenden kulturpolitischen Repressalien. Hier begann sie auf Deutsch zu schreiben. Ihr Schreiben ist der Versuch, sich eine Wirklichkeit zu schaffen, in der der Einzelne in die großen machtpolitischen Prozesse eingreifen kann und die Vergangenheit, die Jugend in einem sozialistischen Staat, das Verlieren eines großen Traumes des „Sozialismus mit menschlichem Antlitz" und die Gegenwart des Alltagslebens in der BRD miteinander verbinden kann.



In einem Interview über ihren ersten Roman *Eine Schädigung* meinte sie, dass sie die deutsche Sprache als einen Filter brauche, um in ihrer eigenen Muttersprache, dem Tschechischen, nicht in Automatismen und Klischees zu fallen. So sind alle ihre Romane auf Deutsch erschienen und bis heute ist nur ein Teil ihres Werkes in ihre Muttersprache übersetzt wurden.

Im Mittelpunkt ihrer Romane stehen Intellektuelle und Künstler. Sie betrachten das Leben von der Peripherie, ob durch ein Exil in Grönland, durch ihre Unfähigkeit sich den gegebenen gesellschaftlichen Strukturen anzupassen oder einfach durch ihr Frausein in einer männerdominierten Welt, und hinterfragen und dekonstruieren so die allgemein anerkannte politische Ordnung, sowohl die so genannte Normalisierungspolitik unter Husák in der ÈSSR, als auch in der BRD das vom Sozialismus unbeschwerte Alltagsleben.

Schwierig sind nicht nur Moníkovás Romanhelden, die so richtig nirgendwohin passen und jegliche Zugehörigkeit ablehnen. Auch sie hat sich über die Heimatlosigkeit, das Fremdsein definiert. Bis zu Ihrem Tode vertraute sie keinem Verlag oder Übersetzer ihre Bücher an, sie ins Tschechische zu übertragen.

Aber auch nach ihrem frühen Tod 1998 ist die Rezeption ihrer Werke in Tschechien schwierig. Sie schreibt die böhmische Geschichte neu. Der großen Utopie des Prager Frühlings reißt sie die Maske des „Sozialismus mit menschlichem Antlitz" herunter, der so viele ihrer Zeitgenossen anhingen, und zeigt die Unmöglichkeit, ein freies Leben in einer von Ideologie geprägten Gesellschaft zu führen. Vielmehr fragt sie nach der Enttäuschung und den namenlosen Opfern: Jan Palách und Jan Zajíc, zwei junge Studenten, die sich aus Protest gegen die Normalisierungspolitik in den 70er Jahren verbrannten. Aber auch die sowjetischen Soldaten, unter denen viele Halbwüchsige waren und die nicht einmal wussten wo sie waren, bedenkt sie in ihren Essays.

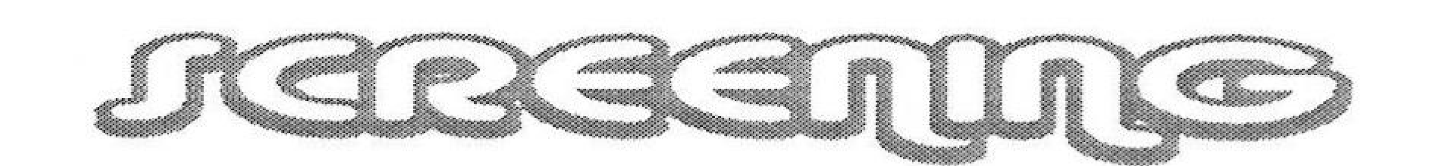
Eine Satellitenperspektive, von der aus die Erde menschenleer erscheinen muss, wirft ihr die tschechische Germanistik, über ihre Bewertung der Samtenen Revolution ´89/90 vor. Moníková steht der Masseneuphorie dieser Zeit skeptisch gegenüber: „Die Handlanger des alten Regimes sind weiter in Positionen, die junge Generation der Neureichen macht aus Prag ein drittklassiges Absteigehotel und schwimmen in Geld, wohingegen die Opfer des Regimes in Armut leben", lässt sie die Hauptfigur Jan Prantl in dem Roman *Treibeis* sagen. Auch missbilligt Moníková die Unabhängigkeitsbestrebungen der Slowakei gegenüber Tschechien: „Die Slowaken haben nichts weiter als ihr übersteigertes Nationalgefühl."

Libuše Moníkovás Werk gibt Auskunft über ihre Zeit, sie greift politische und kulturelle Diskurse auf, schreibt gegen das Vergessen der Besiegten an, sie erkämpft sich ihre Freiheit über ihre eigene Sicht auf die Geschichte und schafft sich eine gerechtere Wirklichkeit in ihren Romanen.

Ihrem eigenen Anspruch auf Individualität des Einzelnen widerspricht ihre oft typisierte Darstellung des Lebens der Frau in einer von Männern dominierten Welt und ihre Abgrenzung der emanzipierten Frau von der traditionellen Frau, die sich selbst Fesseln durch Mann und Kinder anlegt.

Libuše Moníkovás Werk stellt ein Gegenentwurf zu allgemein anerkannten Geschichtsbildern und Gesellschaftsordnungen dar. Ihre Version bleibt diskursiv und auch der Dialog zwischen ihr und dem Nachwende-Tschechien ist auf beiden Seiten nicht frei von Polemik.

Besonders empfehlenswert ist ihr Roman *Treibeis* und ihre Essays *Prager Fenster*. Weitere Roman von ihr sind: *Eine Schädigung, Pavane für eine verstorbene Infantin, Die Fassade, Verklärte Nacht* und *Der Taumel.*



Hinter Blasmusik und Rum-ta-ta

BODENUNBESTÄNDIGKEIT. Das Filmland Serbien ist zweigeteilt - nach politischen und ästhetischen Kriterien – von BERND BUDER in Freitag

Mit Dusan Milics *Gucha* kam im letzten Jahr ein serbischer Film ins deutsche Kino, der bewusst grellbunt und kitschig das anarchische Komödienfach bedient. Milic will mit seiner Story über die verbotene Liebe zwischen einem Roma-Trompeter und einer „weißen" Serbin die „speziellen Eigenarten und Qualitäten des Bollywood-Kinos in den Balkan" übertragen. Dabei ziseliert er mit gekonnter Dramaturgie eine feinherbe Mischung, in der stiernackige Nationalisten, dicke Dirnen und ein Trompeter im Pflaumenbaum für ein überdrehtes Fundament sorgen, über dem sich ein Wirbelwind der Gefühle entfacht, Klischees gegeneinander ausgespielt, zerpflückt und schlussendlich doch wieder zusammenpuzzelt werden. Derweil wirbt das in den vergangenen Jahren zum musikalischen Großereignis avancierte Blasmusikfestival im mittelserbischen Guca - 2002 kamen 300.000 Besucher in das 3.000-Seelen-Städtchen -, das dem Unterhaltungsfilm seinen Namen gab, auf seiner Webseite mit „Madness made in Serbia". Die Mixtur aus Ethno, Karnevalismus und schrägem Humor kommt weltweit gut an. In Serbien selbst ist die Filmszene dagegen gespalten.

Gucha merkt man die Handschrift des serbischen Koproduzenten Emir Kusturica an, der spätestens mit *Time of the gypsies* (1989) sein eigenes Genre geschaffen hat, in dem folkloristische Motive auf magische genauso wie auf absurde Momente treffen. Der anarchische Witz von Kusturicas neuem Film *Promise me this*, der tolldreist an ein verfilmtes Comic Book erinnert, flirtet durchaus mit nationalen Symbolen, etwa in der Schlusssequenz, in der in einem Hochzeitszug fleißig die Fahne des Serbischen Königreichs geschwungen wird. Gleichzeitig wird nicht mit beißendem Zynismus für die Demokratisierungsbestrebungen der Europapolitiker gespart, die von vielen Serben mit dem NATO-Bombardement im Jahre 1999 in einen Topf geworfen werden. So ist es ausgerechnet ein genauso skrupelloses wie laienhaftes Gangster-Trio, dass in einem serbischen Provinzstädtchen die „Twin Towers" neu errichten will, schließlich aber von einem bodenständigen Stiefelmacher-Duo mit List, Tücke und Muskelschmalz in die Knie gezwungen wird. Zwischen großserbisch orientierter „Radikaler Partei" und Verhandlungen mit der Europäischen Union träumt die serbische Gesellschaft von einem besseren Image. Kusturicas Bilderwelten sind eine filmkünstlerische Entsprechung der „Serbian Madness", mit der der Balkan-Staat inzwischen erfolgreich seine Außenwirkung aufpoliert, trotz ökonomischer Krisensymptome und freilaufender Kriegsverbrecher.

So wirkt denn auch *Save our souls*, mit dem sich Slobodan Sijan, ein anderer Altmeister des serbischen Films, zurückgemeldet hat, wie ein kleiner Schock. *Save our souls* thematisiert in Form einer Tragikomödie die Ereignisse, die zu Beginn der neunziger Jahre zum Ausbruch des Krieges zwischen Serbien und Kroatien führten. Mit den Protagonisten von Sijans fiktiver „Serbischer Republik am See" kommen erstmals im Namen Serbiens verübte Kriegsverbrechen auf die Leinwand - in Form einer Groteske, aber treffsicher ins Herz einer Nation montiert, die heute mehr denn je an der gesellschaftlichen Spaltung nach dem Mord an dem europafreundlichen Premierminister Zoran Djindjic´ leidet. Filmisch bleibt *Save our souls* mit einer Dramaturgie, deren Gags oftmals ins Leere laufen, leider hinter den Erwartungen zurück, die in den Regisseur von *Who´s singing over there* (1980), einem der besten in Serbien entstandenen Filme, gesetzt wurden.

In der serbischen Filmszene sind Sijan und Kusturica - von dem das Wort umgeht, er würde sein neues Werk nur noch in seinem altertümlichen Dorf in den Bergen von Mokra Gora zeigen wollen - heute zwei Facetten unter vielen.
Obwohl die Zahl der aktiven Kinos in den letzten Jahren

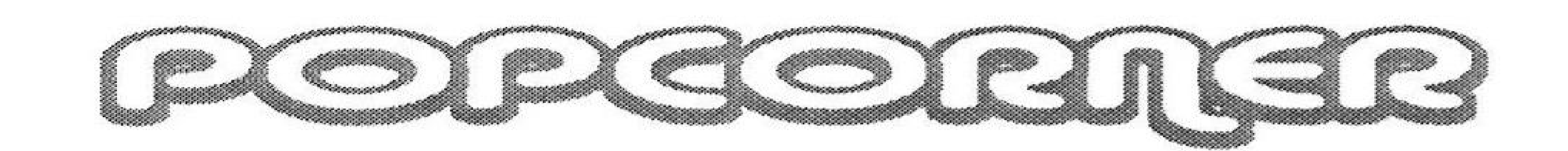
dramatisch abgenommen hat, sind einheimische Produktionen in Serbien noch immer erfolgreich. Zur Zeit erfreuen sich in dem Sieben-Millionen-Einwohner-Land vor allem Filme von Zdravko Sotra großer Beliebtheit, der 1989 mit *The Battle of Kosovo* einen Film zur nationalmythisch aufgeladenen Schlacht auf dem Amselfeld vorgelegt hat. 2003 produzierte Sotra mit *Zona Zamfirova* eine rückwärtsgewandte Heile-Welt-Projektion. Das Liebes-Melodram aus dem ausgehenden 19. Jahrhundert, kurz nach dem Ende der Besetzung Serbiens durch die Türken, konnte 1,3 Millionen Zuschauer verbuchen.

Auf 340.000 Zuschauer kam der Nachfolgefilm *The Scam of the Third Reich* (2004): Mit einer Mischung aus Bauernschläue und Draufgängertum schaffen es zwei Belgrader Gentlemen-Gangster, mitten im Zweiten Weltkrieg die bestgesicherte Bank im Nazi-Deutschland auszurauben. Mit dem nachfolgenden *Ivkova Slava* (2005) über den Gastgeber eines Familienfestes, dessen Gäste nicht mehr gehen möchte, etablierte sich Sotra wohl endgültig als Regisseur von Heimatfilmen, deren zuweilen anarchischer Humor auch bei ausländischen Zuschauern Gefallen findet. Indem jedoch das Bodenständige als ethnisches Moment manifest wird, avancieren Sotras Kassenschlager zu nationalen Seelentröstern im Klamottenformat.

Internationale Aufmerksamkeit dagegen verschaffen dem serbischen Kino zur Zeit Filme wie Oleg Novkovics *Tomorrow Morning* oder Srdan Golubovics *Die Falle*. Novkovics pessimistischer Zustandsbericht über die deprimierten Überbleibsel von Jugoslawiens Rock'n'Roll-Generation, die in den achtziger Jahren daran ging, mit Punk die Welt zu verändern, um ein paar Jahre später im Regime Milosevic zu stranden, fand auf internationalen Festivals mehr Anklang als an den heimischen Kinokassen.

Die Falle, ein psychologischer Thriller, in dem der Niedergang der Mittelschicht zugunsten einer korrumpierten Neureichenkaste facettenreich und voller dramaturgischer Finesse analysiert wird, konnte seit der Erstaufführung zu Beginn des Jahres zwar zahlreiche internationale Preise verbuchen, ging aber auf dem nationalen serbischen Filmfestival in Novi Sad leer aus. Regisseur Golubovic bringt die derzeitige Spaltung im serbischen Kino auf den Punkt: „In den immer weniger werdenden serbischen Kinos punkten an den Kassen bedauernswerterweise nur leichte Komödien und Ethno-Soaps. Sogar serbische Filmkritiker haben jetzt damit begonnen, diese Art von Ästhetik zu loben und auf der anderen Seite verzweifelt nach Makeln und Fehlern im Autorenkino zu suchen."

Der Disput wird zuweilen mit harten Bandagen geführt. So wurde der in Sarajevo geborene Srdjan Koljevic, Regisseur des Anti-Kriegs-Road-Movies *Red Colored Grey Truck* (2004) und Co-Drehbuchautor von *Die Falle*, von einem Filmkritiker als „bosnisches Krebsgeschwür im Körper des serbischen Films" bezeichnet. Die Filmkunstmacher werden freilich nicht nur von ausländischen Co-Financiers, sondern auch von der heimischen Filmförderung unterstützt. So wählte die Jury für die Vergabe von Produktionsförderung auf ihrer letzten Sitzung im Mai 2007 nahezu ausschließlich Arthouse-Projekte aus. Dazu gehört neben Koljevics neuestem Projekt *A Woman with a broken Nose* etwa *Someone Else's Blood*, eine Geschichte über die Konflikte zwischen serbisch- und deutschstämmigen Bewohnern der Vojvodina, die von dem Bosnier Pjer Zalica realisiert werden soll. Dessen Film *Fuse* thematisierte vor vier Jahren die aktuellen Händel zwischen Serben und Bosniaken in der vom Krieg traumatisierten Provinz als augenzwinkernde Farce. Vor diesem Hintergrund bleibt zu wünschen, dass Golubovics Hoffnung, „den serbischen Film im europäischen Kontext wieder zu einer festen Größe zu machen", sich bald in die Realität umsetzen lässt.



Wem gehören die Melodien des Balkans?

Im Gespräch Shantel, der „König des Balkan Pop", über den Glam am Provinziellen, technische Feinheiten beim Remixen und falsche Vorstellungen von Weltmusik - von DANIEL BAX und STEFAN REINECKE in Freitag

Wenn man es weiß, erübrigt sich jede Frage nach Bedeutung: Shantel heißt eigentlich Stefan Hantel. 1968 in Frankfurt am Main geboren, gründete er als DJ Mitte der neunziger Jahre zusammen mit Daniel Haaksman das Label *Essay Recordings*. Eine Reise in die Heimat seiner Großeltern im Jahr 2000 beeinflusste Shantels Schaffen nachhaltig: Zurück aus Czernowitz in der Bukowina wendet er sich der poptauglichen Bearbeitung von Roma-Blasmusik zu. Er etabliert eine Veranstaltungsreihe namens „Bucovina Club", seine Remixe tauchten in dem Film *Borat* auf. Kürzlich erschien das Album *Disko Partizani*.

Shantel, als DJ und Produzent verbinden Sie Balkan-Traditionals mit Elektro-Beats. Wie sind Sie darauf gekommen?
Eher durch Zufall. Um mein Grafik-Design-Studium zu finanzieren, habe ich in Frankfurt im Rotlichtviertel Partys gemacht. Irgendwann ist mir das Repertoire ausgegangen. Deshalb habe ich angefangen, im Schlafzimmer eines Freundes Tracks zu produzieren, um sie aufzulegen.

Ein großer Teil des Erfolg Ihrer Bucovina-Club-Sampler geht ja auf die Verpackung zurück: Sie haben Stücke von traditionellen Romabands in einen neuen Kontext gestellt und sie damit erst einem neuen Publikum zugänglich gemacht. Wie haben Sie das gemacht?
Ich war öfters bei Konzerten, wenn etwa ein traditionelles Orchester aus Mazedonien aufgetreten ist. Dabei hatte ich nicht selten den Eindruck, als wäre ich in einem Museum gelandet, und dachte mir: Das kann´s nicht sein. Die Wurzeln dieser Musik sind doch populär. Das ist Musik für Hochzeiten, man kann sagen Dienstleistungsmusik, die ständig durch Moden verändert wurde. Deshalb habe ich versucht, diese Musik vom Musealen zu befreien, sie zu öffnen und wegzukommen von dem verbreiteten Klischee der lustigen Balkan-Bauernhochzeiten à la Kusturica.

Was ist schlecht an Kusturica?
Ich finde Kusturica nicht schlecht. Aber mir geht es um etwas anderes: um das Crossover von Tradition und Moderne, die Verbindung von etwas Provinziellem mit etwas Großzügigem und Glamourösem. Bei der Liveshow des Bucovina Club habe ich viel experimentiert. Zum Beispiel habe ich einen Maschinenfuhrpark auf die Bühne gestellt, die Band spielte zum vorgegebenen Beat. Aber das war es auch nicht. Denn die Musik muss dynamisch sein, da macht der Sequencer einfach nicht mit. So bin ich, Schritt für Schritt, darauf gekommen, dass ich den Ausdruck des Spielens mit der Band zusammen erarbeiten muss, ohne dass es wie eine Folkloreband klingt. Andererseits soll es auch nicht die stumpfe Four-to-the-Floor-Nummer sein, wo nach dem 16. Takt das obligatorische Violinensolo kommt. Es muss eine organische, frische Konstellation sein.

Sie haben in der Tat der Balkan-Musik neuen Glamour verliehen. Aber so viel machen Sie ja gar nicht anders: etwas mehr Beat, ein anderes Outfit. Was fehlte denn vorher?
Ich habe die Aufnahmetechnik verändert. Die klassische Weltmusik-Aufnahme beruht quasi auf ein paar guten Stereo-Mikrophonen - das klingt auf einer großen Anlage einfach nicht gut: zu mittig, zu hart. Wenn wir Stücke remixt haben, dann ging es nicht darum, sie vordergründig diskothekentauglich zu machen. Wir wollten den Charakter des Stükkes beibehalten, aber es konzentrieren, damit es in diesen verrückten Nächten à la Bucovina Club funktioniert und eine organische und erotische Stimmung entsteht. Die kriegst du nur mit satten, warmen Bässen und einer ausgetüftelten Rhythmik hin. Dafür musste man praktisch alle Stücke editieren und neu zusammen setzen, um das Feeling und die Metrik noch zu spüren, also die byzantinisch-orientalische Tonalität und die verschiedenen Rhythmen und Einflüsse. Sonst bügelt man es einfach platt.

Der Musiker Goran Bregovic, der mit seinen Soundtracks für die Kusturica-Filme viel zur Popularisierung der Balkan-Musik beigetragen hat, ist dafür hart kritisiert worden: Er würde die Tradition ausbeuten und sich daran bereichern, lauteten die Vorwürfe.
Da wird es fast schon religiös. Diese Kritiker reden wie die katholische Kirche, die ihre Dogmen vertritt und beharrt, dass nichts verändert wird.

Es ging dabei auch um Fragen des Copyrights. Wem gehören die traditionellen Melodien des Balkans?
Das ist ein interessanter Punkt. Ich erlebe es manchmal, dass ein türkischer Komponist sagt: Das ist mein Lied, das habe ich 1953 geschrieben. Und jemand anderes aus Serbien sagt: Nein, das ist doch viel älter. Tatsache ist, dass es die meisten Melodien, die in diesem Genre Hits sind, schon seit 200 oder 300 Jahren gibt und sie immer wieder neu arrangiert oder ergänzt wurden. Ein anderer Vorwurf lautet, diese Musik könne oder dürfe nur von Roma gespielt werden. Das ist merkwürdig, denn diese Musik ist immer von unterschiedlichsten Musikern gespielt, interpretiert und weiter entwickelt worden - manche waren Roma, andere nicht. Bei meinen Begegnungen mit Musikern wie Boban Markovic hat es solche Diskussion nie gegeben. Und im Spektakel, im Konzert, auf dem Fest, wenn diese Musik lebendig wird, sind solche Fragen ohnehin sekundär.

Also gibt es kein Original?
Mozart hat sich bei ungarischen Sinti und Roma bedient, Béla Bartók auch. Beethoven hat wiederum bei Mozart geklaut. Es ist ein ständiges Tauschgeschäft. Es ist absurd, auf ein Original zu pochen. Das funktioniert einfach nicht.

Warum nicht?
Kontinentaleuropa ist musikalisch ein Hybrid, ein Bastard, ein Cocktail aus verschiedensten Einflüssen. Man kann die Musik vom Balkan auch nach Nationalitäten sortieren: Dann gibt´s da die serbische Musik, die rumänische Musik, und dann gibt´s das Paradoxum par excellence, die Romamusik. Bis heute konnte mir niemand erklären, was das sein



soll. Ich glaube, dass die traditionelle Musik in Südosteuropa in Tausenden lokalen Sounds und Varianten existiert. Die Idee, dass ein reines Original existiert, vertreten nur selbst ernannte Gralshüter. Ich halte das für eine Sackgasse. Bucovina Club will Vermischung. Wenn einige unseren Sound für Verrat am Schönen, Wahren, Guten halten - okay, dann sollen sie das halt.

Auf Ihrer neuen CD „Disko Partizani" wird viel Englisch gesungen. Warum?
Ich lebe in Deutschland, in Westeuropa. Ich will keine Originalmusik vom Balkan kreieren. Ich bin hier, meine Sprache ist Deutsch, und auf Tour oder im Ausland reden wir meistens Englisch. Warum also nicht Englisch singen?

Schielen Sie auf den britischen und amerikanischen Markt?
Die Richtung der meisten Musiktrends war bisher von Westen nach Osten: Die Musikmoden schwappten von New York oder London zu uns herüber. Das ist mit den Balkan-Beats jetzt auf den Kopf gestellt. Also: Warum nicht Englisch singen? Englisch ist kosmopolitisch, es ist die Sprache des internationalen Pop- und Rockgeschäfts. Das ist ja nichts Schlechtes, im Gegenteil. Auch bei früher brasilianischer Musik oder bei den Anfängen des Bossa Nova gab´s ja immer englische Songs.

In den USA muss man Englisch singen, um zu bestehen - siehe Shakira. Warum nicht deutsch?
Deutsch klingt meiner Meinung nach nicht gut. Obwohl es Ausnahmen gibt: Zum Beispiel Muhabett, der auf Deutsch diese byzantinischen Skalen singt. Das finde ich sehr interessant.

Gibt es eine Grenze, wo Sie sagen: Das ist zu viel Pop, zu wenig Balkan?
Es gibt im Zuge der Balkan-Welle ein paar seltsame Blüten, die für mich fast einen Etikettenschwindel darstellen. Also wo keine byzantinisch-orientalischen Melodien und Rhythmen mehr vorkommen, sondern Rock oder Punk im Vordergrund stehen. Der

Balkan ist da nur noch reine Behauptung.

„Disko Partizani" ist auch sehr poppig geraten. Haben Sie da an Radiotauglichkeit gedacht?
Ja, wir wollen diesen doch sehr eingleisigen Radio-Mainstream aufmischen. Pop ist halt klar dominiert von angloamerikanischen Produktionen. Das ist nicht schlecht. Aber wenn es nur so ist, bekommt man Skorbut. A etwa in Rio, haben wir zwischen Daft Punk und den Beastie Boys gespielt. Das war eine Herausforderung. Aber der stelle ich mich. Dazu mache ich das ja.

Das ist für mich auch ein Zeichen eines neuen Selbstbewusstseins nach dem Motto: Wir sind nicht die Hinterwäldler und die Ostblock-Flüchtlinge, für die ihr uns haltet.

In Ländern wie Griechenland, der Türkei oder auf dem Balkan gibt es bereits eine sehr kommerzielle Popmusik, die Elemente aus der traditionellen Folklore aufnimmt. Wie stehen Sie dazu?
Ja, in Rumänien nennt sich das Manele, in der Türkei gibt es die Arabesk-Musik und in Serbien den Turbo-Folk. Das ist *daily consumer music*, die viel mit Synthesizern, Drum-Machines und Keyboards arbeitet. Sie spielen nicht mehr auf akustischen Instrumenten - da zerbricht dann schnell das heile Bild vom Weltmusiker. Viele finden es ja auch furchtbar, dass es afrikanische Musiker gibt, die E-Gitarre spielen. Ich habe da keine Berührungsängste. Ich denke, das Gros dieser Schlager-Folklore ist Schrott. Aber es gibt immer ein paar Titel, die super sind: zeitlose, szeneübergreifende Stücke, die funktionieren.

Zeigt dieser Folklore-Schlager nicht auch, dass die traditionelle Musik verschwindet?
Ja, aus ökonomischen Gründen. Es ist leider so, dass die Hochzeitsbands, etwa in der Türkei oder auf dem Balkan, mit einem Keyboard und einem Solo-Musiker viel effektiver und billiger sind: Sie haben ein großes Spektrum drauf und klingen groß. Das Orchester mit einem Dutzend Musiker dagegen ist viel teurer, deshalb ist es vom Aussterben bedroht. Die Trash-Schlagerkultur ist :wort auf ein klares ökonomisches Defizit - auf die Armut, die in Südosteuropa nach 1990 gewachsen ist.



Wie erklären Sie sich den Erfolg Ihres „Bucovina Clubs"?
Egal, ob wir in Istanbul oder Zürich spielen: die Emotionalität ist immer da. In Griechenland sind gleich Bierdosen geflogen, als wir da aufgetreten sind, es war wie ein Punkkonzert. Aber hinterher wurden die Jungs dann von ihren Müttern abgeholt. Es gibt bei uns keine Geschmacksvorgaben: Man muss nicht cool sein, und es gibt keine Regel, wie man zu tanzen oder was man anzuziehen hat. Deshalb können sich so viele verschiedene Szenen und Gruppen auf diese Musik einigen.

Hat der Erfolg dieser Musik auch etwas mit den Migranten in Europa zu tun? Haben die ein besonderes Gespür für diese Musik?
Schon bei unseren ersten Partys war es so, dass immer ein paar Migrantenkids aus Serbien, Griechenland oder Rumänien da waren. Viele haben gesagt: Wir fanden diese Art von Musik immer fürchterlich, das war der Sound unserer Großeltern. Oder: Das war der Klang dieses miefigen Tito-Jugoslawiens. Manche haben sich über den Bucovina Club diese Musik wieder angeeignet. Das ist für mich auch ein Zeichen eines neuen Selbstbewusstseins nach dem Motto: Wir sind nicht die Hinterwäldler und die Ostblock-Flüchtlinge, für die ihr uns haltet. Wir sind kulturell genau so stark wie ihr und können auch mit der aktuellen HipHop-Produktion auf MTV oder der britische Gitarren-Melody-Band mithalten. Vielleicht haben wir sogar noch mehr Dampf im Kessel als die.

www.bucovina.de
www.essayrecordings.com

Stefan_in_Cluj's Livejournal - Teil 4 (und Schluss)

Eine Sache noch, wo die Leute zu verstehen mir schwer fällt: das Gerede von „20 Jahre zurück sein". Das geht so: man schaut sich in Rumänien um, und überlegt bei allem was man sieht, ob das nun schon auf einem „zeitgemäßen" Stand sei, oder immer noch „20 Jahre zurück" (z.B. Häuser, Landwirtschaft, Straßen, Züge, Autos, was weiß ich). Ich frage mich aber immer: 20 Jahre hinter was? Was soll das bedeuten? Glauben diese Leute wirklich, in den letzten 20 Jahren sei hier nichts passiert?
Natürlich ist hier was passiert, jede Menge sogar, aber eben anderes.
Immer wieder muss sich Rumänien an den „Grossen" messen lassen, um dann ein schlechtes Zeugnis zu bekommen, weil es immer noch nicht so ist wie Deutschland, und so wie Deutschland sollte es doch einmal sein, oder etwa nicht? (Warum sonst würde man immer wieder auf die große e Kirche in Brasov hinweisen, anstatt auf die Holzkirchen in der Maramures?) Wie auch immer man dazu steht, es geht mir auf die Nerven. Und traurig finde ich zu hören, wenn eine Rumänin im Seminar sagt: „Ja, da sind wir noch 20 Jahre zurück."
Jetzt muss ich meine Wäsche aus der Maschine holen. Tschüss.
Budapest.
Budapest ist schon eine großartige Stadt. Und eine besonders friedliche. Ich weiß nicht wie die das machen, aber irgendwie hat man nie den Eindruck von Menschenmassen, z.B. in der Metro oder so. Und ich hatte den Eindruck, dass bestimmte Regeln mit einer Leichtigkeit und Beiläufigkeit ganz einfach eingehalten werden. So wollten wir einmal mit einem Bus fahren, auf den auch ziemlich viele andere Leute warteten. Schon 10 Minuten, bevor der Bus exakt in den dafür vorgesehenen Haltebereich einfuhr, formierten die Leute doch tatsächlich eine Schlange zur virtuellen Tür beim Busfahrer wo ja jeder brav sein Ticket vorzeigen muss. Sensationell. Habsburg hat eindeutig Spuren hinterlassen. Schon sehr anders auch als in Rumänien.
Wenn man dann aber nach einer wunderbaren Woche Budapest wieder nach Transsilvanien fährt, fällt auf, dass Ostungarn landschaftlich relativ langweilig, wenn auch friedlich weil flach ist. Denn kurz hinter der rumänischen Grenze verändert sich die Landschaft dramatisch: grüne und felsige Hügel und kleine Berge durch die sich der Zug schlängeln muss – ein Spektakel. Ich habe diesmal aus dem Zug sogar ein ziemlich großes Reh gesehen, das sich nicht die Mühe gemacht hatte vor dem Gepolter des Zugs wegzurennen. Wenn dazu noch die Sonne untergeht, kann man schon mal ein bisschen beeindruckt bis gerührt sein.
Zurück in Cluj musste ich feststellen, dass die Stadt dabei ist auszurasten: MTV Music Award Romania, Transsilvanisches Filmfestival und Open Air



Konzerte sind offensichtlich zu viel für die Nerven der Clujer, die, man muss es sagen, doch eigentlich in einer recht kleinen Stadt leben, auch wenn sie das nicht hören wollen.
Gleich...
...gehe ich schon wieder in Kino, mitten am Tag. Denn ist es Filmfest in Cluj. Jeden Tag ca. 15 verschiedene Filme in drei Kinos. Ich versuche mir pro Tag maximal zwei anzugucken. Der Eintritt kostet für Studenten 4 neue Lei. Das sind ca. 1, 20 Euro, vielleicht etwas weniger. Ganz schön billig, oder? Ja, billig, aber nicht für alle.
Habe gestern einen Dokufilm über die Revolution ´89 in Rumänien gesehen. „Friedlich" kann man das wirklich nicht nennen. Es gab viele Tote. Und es war ein Riesenchaos. Bis heute weiß man nicht, wer verdammt noch mal da auf wen als erster und warum geschossen hat. Kann schon sein, dass es Leute gibt, die da etwas mehr drüber wissen, aber die erzählen das zumindest nicht.
Der abgesetzte Diktator Nicolae Ceaucescu und seine Frau Elena sind wenige Tage nach der Revolution

hingerichtet worden. Erschossen. Und die Bilder der beiden Leichen wurden im Fernsehen gezeigt.
Darüber unterhielt ich mich mit Bob im Taxi, als unser Taxifahrer sich auf Englisch einmischte und meinte das sei ein großer Fehler gewesen. Man hätte ihn nicht hinrichten dürfen. Warum nicht, wollte ich wissen und er antwortete, man hätte diesen Mann nicht so leicht davon kommen lassen dürfen. Einfach nur tot, das ist nix. Man hätte ein sauberes Gerichts-verfahren einleiten sollen. Versuchen, Dinge aufzuklären. Außerdem hatte der schlechte Mann ja Paranoia, vielleicht hätte man schon deshalb an-ders mit ihm umgehen sollen.
An einer Aufklärung und Aufarbeitung hatten hier aber nicht alle ein Interesse. Die Akten der Securitate, des Geheimdienstes, werden sicher noch lange geschlossen bleiben.



Zurück zu dem Filmfestival mit den billigen Tickets: 7 Tage, zwei Filme am Tag zu je 4 Lei sind: 56 Lei, also sagen wir 16 Euro. Dafür hat eine Bekannte hier von mir lange gespart.
Was würdet ich tun, wenn ihr etwas haben wollt, was sehr teuer ist? Ein Auto zum Beispiel? Dafür sparen? Sicher. Wie lange würdet ihr sparen? Und vor allem: wie würdet ihr sparen? Würdet ihr weniger essen, um euch das Auto leisten zu können? Würdet ihr für ein paar Adidas-Schuhe, wie ich sie z.B. trage zwei Wochen lang nur Reis oder Maisbrei ohne alles einmal am Tag und ein bisschen Brot zum Frühstück essen. Würdet ihr das tun. Ich hoffe nicht! Aber es gibt Leute die das tun. Es sind nicht wenige. Es ist zum kotzen.
Der Taxifahrer, der gerne gesehen hätte, dass Ceaucescu nicht hingerichtet worden wäre, hat übrigens eine andere Strategie, um sein Leben bezahlen zu können: er hat drei Jobs.
In erster Linie ist er Tanzlehrer (oder etwas Ähnliches) am Ballett. Zweitens ist er Taxifahrer und drittens habe ich vergessen. Das reicht zum Leben in Rumänien. Mit nur drei Jobs ist man dabei. Seine Schüler vom Ballett, die jetzt in Deutschland sind, in Stuttgart am Theater arbeiten, verdienen mit diesem Job dreimal so viel wie er mit drei Jobs. Und ihr wisst, dass die Leute am Theater in Deutschland in der Regel nicht als die reichsten gelten.
Was ist Fortschritt? Das ist wenn ein Konzern nach Rumänien kommt, um die billigen Arbeitskräfte zu nutzen und dafür Straßen gebaut werden. Mit jedem dicken Konzern, der nach Rumänien kommt können wir vielleicht ein Jahr dazurechnen: jetzt ist Rumänien nur noch 21 Jahre zurück, jetzt nur noch 20, bald nur noch 19...
Tut mir leid, dass ich nicht wie gewohnt geschrieben hatte. Aber ich wollte das einfach mal raus lassen.





ходить по крышам куртин и бастионов

Laika

post_ostblock_magazin

